



Heimatgruß



**Jahrbuch der
Deutschen aus Litauen**

1960

DER

 DEUTSCHE

AUS LITAUEN

LIEST

SEIN HEIMATBLATT

DIE

Heimatstimme

Heimatgruß

Fahrbuch
der Deutschen aus Litauen
für 1960

Landsmannschaft der Litauen-Deutschen

Die Photos stellten lebenswerterweise zur Verfügung: Frau Marie Lorenz, Brasilien; Frau Edlith Kurfert, Bremerhaven; Frau Stephanie Pivonas-Odyniec, Bannleben-Schöningen; Fräulein Frieda Lauks, Uetersen; Frau Lydia Januszis-Krebs, Stuttgart-Mühlhausen; Frau Auguste Gleichforsche, Salzgitter-Lebenstedt; Frau Lydia Modersbach, Salzgitter-Lebenstedt; Fräulein Nadine Schoen, Milwaukee (USA); Frau Elisabeth Josephi, Sarstedt/Hannover; Frau Helene Tistauk, Salzgitter-Lebenstedt; Herr Eduard Kolbe, Lüneburg; Herr Edgar Günther, Ratingen; Pastor Dr. Gustav Wagner, Hagen-Halden; Herr Oskar Mauruschat, Nürnberg; Herr Oswald Olechnowitsch, Augsburg, der uns auch das Original des Vierfarbendruckes besorgte.

Herausgeber:

Landsmannschaft der Litauen-Deutschen

Die Monatsbetrachtungen schrieb:

Elisabeth Josephi, Sarstedt/Hannover

Redaktion, Zusammenstellung und graphische Gestaltung:

Woldemar Günther, Salzgitter-Lebenstedt

Druck:

Gerhard Rautenberg, Leer (Ostfriesland)

Zum Geleit

Das Erscheinen unseres fünften „Heimatgrußes“, des Jahrbuches 1960, fällt in das „Weltflüchtlingsjahr“. Es gibt heute noch etwa 60 Millionen Flüchtlinge auf der ganzen Erde, deren Schicksal insbesondere uns, glücklicherweise in der Bundesrepublik seßhaft gewordenen Litauendeutschen stets vor Augen stehen sollte.

Das vergangene Jahr hat unsere Landsmannschaft i. B. um einen bedeutenden Schritt weitergebracht; die aufblühende Stadt Neheim-Hüsten im Sauerland hat den Litauendeutschen durch Übernahme der Patenschaft einen Mittelpunkt geschenkt, der für die planmäßige Wahrnehmung ihrer Belange, namentlich für die Betreuung der sozial schwachen Landsleute von großem Wert sein wird.

Dieser Erfolg ist verpflichtend; zielbewußter und tatkräftiger als bisher müßten wir als Gemeinschaft der noch in der alten Heimat und der Sowjetunion verbliebenen sowie der in Ost- und Mitteldeutschland befindlichen Litauendeutschen gedenken, uns der Heimkehrer eifrig annehmen und ihnen bei der Eingliederung helfen.

Ebenso sollten wir Litauendeutschen, die hier im Westen eine zweite Heimat gefunden haben und nunmehr wirtschaftlich auf festeren Füßen stehen, auch die unter uns weilenden heimatlos gewordenen Angehörigen des ehemaligen litauischen Volkvolkes nicht vergessen und ihnen wo es auch sei — in ihrer Vereinsamung beistehen sowie ihnen das schwere Los des Daseins im Exil durch dargebotene Wärme erleichtern.

Der diesjährige „Heimatgruß“ ist — wie seine Vorgänger — die Frucht eines eifrigen und hingebungsvollen Dienstes am Landsmann, dem der Schrittleiter unserer „Heimatstimme“ und der Mitarbeiterkreis ein gerüttelt Maß ihrer Freizeit geopfert haben. Dieses praktischen Beweises einer idealistischen Gesinnung wollen wir uns allezeit in Dankbarkeit erinnern.

Johannes Strauch

Sprecher der Landsmannschaft der Litauen-Deutschen

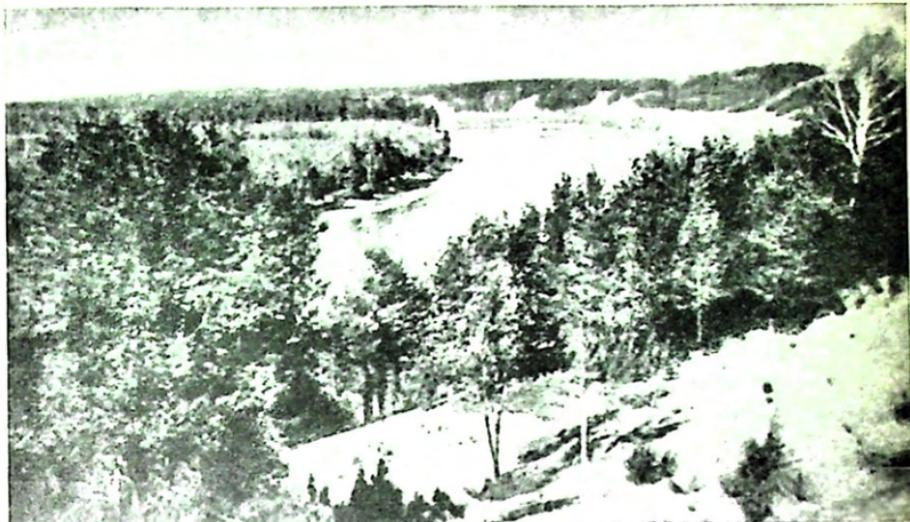
Linz (Rhein), im November 1959

JANUAR

	A/Sonne/U	A/Mond/U
1 Fr Neujahr	8.27 18.23	9.59 20.15
2 Sa	8.27 18.24	10.32 21.29
3 Sonntag	8.27 18.25	11.00 22.41
4 Mo	8.27 18.26	11.27 23.50
5 Di	8.27 18.28	11.51 —
8 Mi Epiphanias-Fest		
7 Do	8.26 18.30	12.42 2.01
8 Fr	8.26 18.31	13.11 3.03
9 Sa	8.25 18.33	13.42 4.03
10 Sonntag	8.25 18.34	14.18 5.01
11 Mo Bekehrung des Apostel Paulus		
12 Di	8.24 18.37	15.48 6.45
13 Mi	8.23 18.38	16.41 7.30
14 Do	8.22 18.40	17.39 8.09
15 Fr	8.22 18.41	18.42 8.44
16 Sa	8.21 18.43	19.46 9.15
17 Sonntag	8.20 18.44	20.53 9.43
18 Mo	8.19 18.46	22.01 10.09
19 Di	8.18 18.48	23.12 10.34
20 Mi	8.17 18.49	— 11.01
21 Do	8.16 18.51	0.23 11.29
22 Fr	8.15 18.53	1.37 12.01
23 Sa	8.14 18.54	2.50 12.38
24 Sonntag	8.13 18.56	4.03 13.23
25 Mo	8.12 18.57	5.11 14.17
26 Di	8.10 18.59	6.13 15.20
27 Mi	8.09 17.01	7.07 16.31
28 Do	8.08 17.02	7.51 17.46
29 Fr	8.07 17.04	8.28 19.02
30 Sa	8.05 17.06	8.59 20.17
31 Sonntag	8.04 17.08	9.28 21.29

NOTIZEN

Am 8. Januar 1896 wurde in Rubisko, im Amtsbezirk Kvedarna, der bekannte litauische Ozeanflieger Stasys Darius geboren.



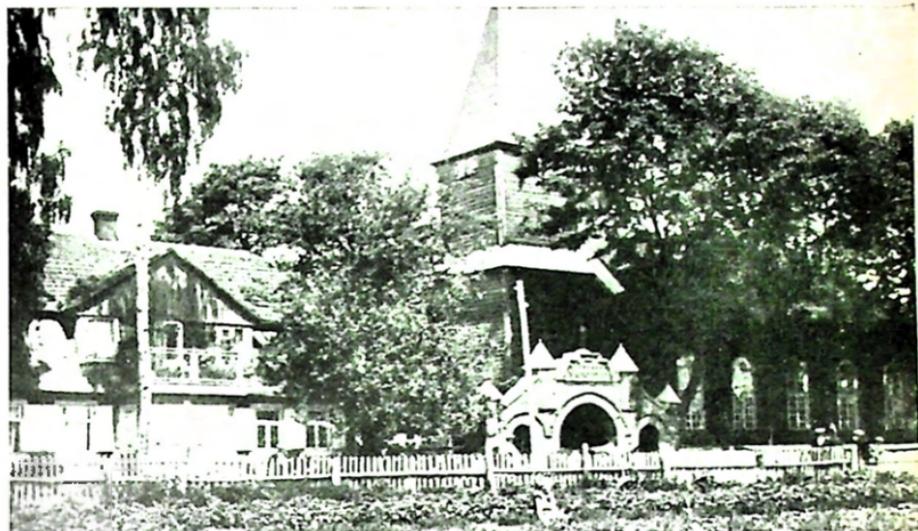
Blick vom Tunnelberg bei Kauen auf die Memel und den Strand von Panemune.

Hatten wir Kinder bis Weihnachten, bis Neujahr, von dem vergangenen Sommer geschwärmt, von den sorglosen Ferientagen in Panemune am Memelstrom, so begannen wir im neuen Jahr von den künftigen Freuden zu träumen, denn jedes Jahr, wenn die Sommerferien anfangen, verließen wir mit Sack und Pack die Stadt und zogen auf die andere Seite des Stromes, nach Panemune. Dort warteten die „Datschen“ auf ihre Sommergäste. Auch der längste Winter nahm ja mal ein Ende, und wenn im Januar der Schnee vor Frost knirschte und knarrte, wenn wir mit klappernden Schlittschuhen zur Eisbahn liefen, auch das waren herrliche Vergnügungen, aber sehr vorübergehende, im Hintergrunde drohten immer noch die Schulaufgaben... Aber in Panemune, o, das lebte in unsern Herzen. Wie eifrig werden wir da im Walde mit seinen hellen Birken und dunklen Tannen nach Beeren und Pilzen suchen. Am Strande werden wir in der Sonne liegen und uns braten lassen. Der Strand, der war gewiß das Allerschönste dort, mit seinem Sande, der so fein war, der so weiß schimmerte, daß man immer Lust hatte, darin mit den Händen zu wühlen. Die Augen aber folgten dem bezaubernden Lauf des Stromes. Einen weiten Bogen machte hier die Memel, und wie ein breites Silberband schlängelte sie sich durch die grüne Landschaft. Wie gut ließ es sich in dieser Stille ruhen und träumen... am Wasser... im Walde. Abends, wenn leichte Nebel über dem Tale schwebten, wenn hoch am Himmel die Sterne leuchteten, dann horch... erscholl das Lied der Nachtigallen... Doch sind das Gedanken, die man im Januar haben darf? Träume sind es, lieber Leser, Träume! Glaube nur, auch der längste Winter hat ein Ende.

FEBRUAR

	A/Sonne/U	A/Mond/U	NOTIZEN
1 Mo	8.02 17.10	8.54 22.38	
2 Di Tg. d. Darst. d. Herrn Mariß Lichtm.			
3 Mi	7.59 17.13	10.45 —	
4 Do	7.58 17.15	11.13 0.80	
5 Fr	7.56 17.17	11.44 1.52	
6 Sa	7.54 17.19	12.16 2.51	
7 Sonntag	7.53 17.21	12.57 3.47	
8 Mo	7.51 17.23	13.42 4.38	
9 Di	7.49 17.25	14.39 5.25	
10 Mi	7.47 17.26	15.28 6.07	
11 Do	7.45 17.28	16.31 6.44	
12 Fr ☉	7.44 17.30	17.05 7.16	
13 Sa	7.42 17.32	18.43 7.46	
14 Sonntag	7.40 17.33	19.51 8.13	
15 Mo	7.38 17.35	21.02 8.40	
16 Di	7.36 17.37	22.13 9.08	
17 Mi	7.35 17.38	23.28 9.34	
18 Do	7.33 17.40	— 10.04	
19 Fr	7.31 17.42	0.39 10.39	
20 Sa ☽	7.29 17.44	1.51 11.20	
21 Sonntag	7.27 17.46	2.58 12.09	
22 Mo	7.25 17.48	4.01 13.06	
23 Di	7.23 17.50	4.56 14.11	
24 Mi Tag des Apostels Matthias			
25 Do	7.18 17.53	6.22 16.37	
26 Fr ●	7.16 17.55	6.57 17.52	
27 Sa	7.14 17.57	7.26 19.06	
28 Sonntag	7.12 17.58	7.54 20.17	
29 Mo	7.10 18.01	8.19 21.26	

Am 23. Februar 1930 starb in Kauen der litauische Sprachforscher Jonas Jablonskis.



Die evangelisch-lutherische Kirche in Georgenburg an der ostpreußischen Grenze.

In der Deutschen Straße stand die deutsche Kirche, um die herum die meisten Deutschen wohnten. Wo fand man so eine geschlossene Einheit? In Georgenburg war es so. Die evangelische Gemeinde war nicht groß, aber sie bildete innerlich und äußerlich diese geschlossene Einheit. Zwei Drittel der evangelischen Gemeindeglieder waren Litauer und ein Drittel Deutsche, aber es bestand dort, wie überall in den evangelischen Gemeinden Litauens, ein herzliches Verhältnis zwischen den Nationalitäten. Diese kleine Gemeinde hatte es verstanden, sich Vertrauen und Ansehen zu erwerben, so daß die Besitzerin von Georgenburg, Fürstin Wassiltschikow, aus ihrem Forst das ganze Bauholz zur Errichtung einer Kirche schenkte. Schon 1850 konnte sie eingeweiht werden.

Endlich, nachdem die Gemeinde fünfzig Jahre lang von Tauroggen aus bedient worden war, kam ein junger Pastor aus Lettland nach Georgenburg. Zehn Jahre wirkte er segensreich dort, dann holte ihn sein Heimatland zurück. Nun übernahm Pastor Josephi aus Kretingen die Bedienung. Georgenburg und Kretingen lagen hart an der deutschen Grenze, von russischer Seite waren sie nicht mit der Bahn zu erreichen, wohl aber über Deutschland. Jeder Einwohner der 10-km-Zone bekam damals franko und frei einen Grenzschein, und so fuhr Pastor Josephi bei Bajahren nach Deutschland herein und bei Schmaleningken aus Deutschland heraus, das hieß also viermal Zoll und viermal Paßkontrolle. Als der Krieg ausbrach, wurde diese Verbindung unterbrochen, und nach dem ersten Weltkriege bekam Georgenburg wieder einen eigenen Pastor.

MÄRZ

		A/Sonne/U	A/Mond/U	NOTIZEN
1	Di Fastnacht	7.08 18.02	8.46 23.33	
2	Mi Aschermittw.	7.06 18.04	9.13 23.37	
3	Do	7.03 18.06	9.43 —	
4	Fr	7.01 18.08	10.16 0.38	
5	Sa	6.59 18.09	10.53 1.36	
6	Sonntag	6.57 18.11	11.36 2.30	
7	Mo	6.55 18.12	12.24 3.18	
8	Di	6.53 18.14	13.18 4.02	
9	Mi I. Quatember	6.51 18.16	14.17 4.41	
10	Do	6.48 18.17	15.20 5.15	
11	Fr	6.46 18.19	16.26 5.46	
12	Sa	6.44 18.21	17.36 6.14	
13	Sonntag	6.42 18.22	18.47 6.41	
14	Mo	6.39 18.24	20.00 7.08	
15	Di	6.37 18.26	21.14 7.37	
16	Mi	6.35 18.28	22.28 8.07	
17	Do	6.33 18.29	23.42 8.41	
18	Fr	6.30 18.31	— 9.20	
19	Sa	6.28 18.33	0.52 10.06	
20	So Frühlingsanf.	6.26 18.35	1.55 11.00	
21	Mo	6.23 18.36	2.52 12.02	
22	Di	6.21 18.38	3.40 13.10	
23	Mi	6.19 18.40	4.21 14.21	
24	Do	6.16 18.42	4.58 15.33	
25	Fr Tag der Verkündung Mariä			
26	Sa	6.12 18.45	5.54 17.57	
27	Sonntag	6.09 18.46	6.20 19.07	
28	Mo	6.07 18.48	6.46 20.15	
29	Di	6.05 18.50	7.13 21.21	
30	Mi	6.03 18.51	7.42 22.24	
31	Do	6.01 18.53	8.14 23.25	

Am 4. März 1863 wird in Litauen die Leibeigenschaft aufgehoben.



Die schlichte, aber schmucke deutsche evangelisch-lutherische Kirche in Schaulen.

Weißt du, lieber Leser, woher dieses Bild stammt? Dieses Bild, das du vor dir siehst? Du wirst staunen, es kommt aus Brasilien. Die Kirche aus Schaulen in Brasilien. So hell und licht, wie sie hier auf dem Bilde aussieht, so licht und hell lebt auch das Andenken an sie in den Herzen der in Brasilien wohnenden Deutschen aus Schaulen.

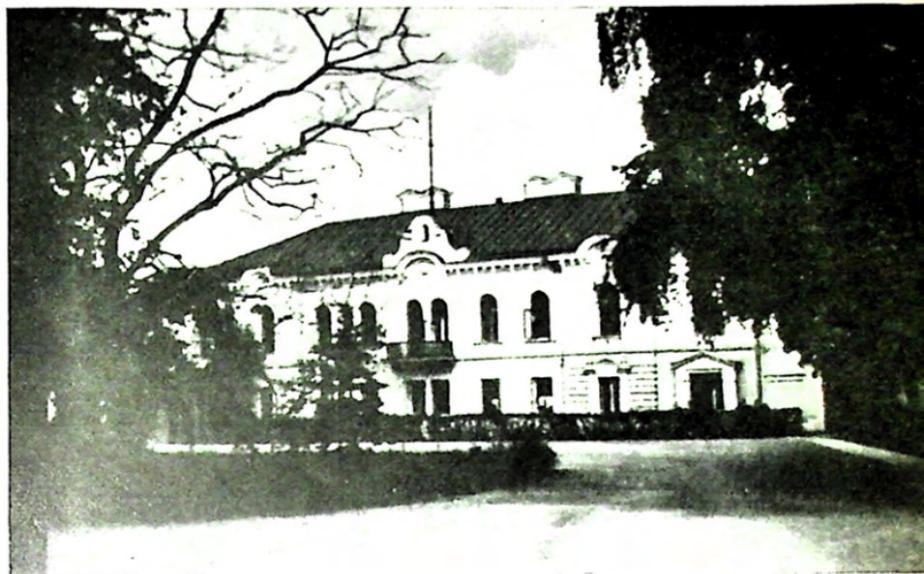
Schaulen war eine bedeutende Stadt Litauens mit 31 000 Einwohnern. Ein reges Leben herrschte in der deutschen Volksgruppe. Durch die deutsche Schule, durch die evangelische Kirche, wurde es ein Sammelpunkt für ganz Nordlitauen. Vielfach waren auch die Beziehungen zum Memelgebiet, nach Heydekrug. Es entstanden Bekanntschaften, Freundschaften, und eines Sonntags fuhr der Kirchenchor aus Heydekrug mit einem großen Autobus nach Schaulen, um dort in der Kirche zu singen. Für die in der Zerstreung wohnenden Gemeindeglieder ist es immer ein Ereignis, wenn sie Besuch von Glaubensgenossen erhalten, aber umgekehrt ist es auch ein Erlebnis für die in geschlossenen evangelischen Gebieten wohnenden, die Diaspora zu erleben, ihre Einsatzbereitschaft, ihren Bekennermut.

Der Geist des gemeinsamen Glaubensbekenntnisses verband alle miteinander. Möge dieser Geist, der damals die kleinen evangelischen Gemeinden beselte, auch heute lebendig bleiben, einerlei, wohin der einzelne verschlagen ist.

APRIL

	A/Sonne/U	A/Mond/U	NOTIZEN
1 Fr	5.59 18.54	8.48 —	
2 Sa	5.57 18.58	9.30 0.20	
3 Sonntag	5.54 18.58	10.15 1.11	
4 Mo	5.52 18.59	11.08 1.57	
5 Di	5.50 19.01	12.03 2.37	
6 Mi	5.47 19.03	13.04 3.13	
7 Do	5.45 19.04	14.08 3.45	
8 Fr	5.43 19.05	15.15 4.14	
9 Sa	5.41 19.08	16.25 4.41	
10 So Palmarum	5.38 19.10	17.39 5.08	
11 Mo ☉	5.36 19.11	18.53 5.36	
12 Di	5.34 19.13	20.10 6.05	
13 Mi	5.32 19.15	21.28 6.38	
14 Do	5.29 19.16	22.41 7.16	
15 Fr Karfreitag	5.27 19.18	23.48 8.01	
16 Sa Karsamstag	5.25 19.20	— 8.54	
17 Sonntag Heiliges Osterfest			
18 Ostermontag ☾	5.21 19.23	1.40 11.01	
19 Di	5.19 19.24	2.22 12.12	
20 Mi	5.17 19.25	2.58 13.23	
21 Do	5.15 19.27	3.30 14.34	
22 Fr	5.13 19.29	3.57 15.44	
23 Sa	5.11 19.31	4.23 16.53	
24 Sonntag	5.09 19.32	4.49 18.01	
25 Mo Tag des Evangelisten Markus ●			
26 Di	5.05 19.35	5.42 20.12	
27 Mi	5.03 19.37	6.12 21.14	
28 Do	5.01 19.39	6.40 22.12	
29 Fr	4.59 19.41	7.25 23.05	
30 Sa	4.57 19.42	8.08 23.53	

Am 19. April 1315 besteigt Gediminas den Thron des Großfürstentums Litauen.



Das Präsidentenpalais in Kauen. Zur Zarenzeit Amtssitz des russischen Gouverneurs.

Hier saß der russische Gouverneur zur Zarenzeit in Kauen, von hier aus beherrschte er das Land. Als eine Zwingburg sahen es die Litauer an. Fremd blieb den Russen diese, wie sie es nannten, elendste Provinz des weiten russischen Reiches. Die Beamten, die nach Litauen versetzt wurden, um die Befehle seiner kaiserlichen Majestät des Zaren aller Reußen, Großfürsten von Finnland und Litauen usw. auszuführen, empfanden es als Strafe. Nie hörten die Litauer auf, für ihre Freiheit zu kämpfen. Viele wurden dafür verbannt, und manche mußten ihr Leben lassen. Endlich, nach dem ersten Weltkriege, schlug die Stunde der Freiheit. Litauen wurde eine selbständige Republik. In dem weißen Palais, in der einstigen Zwingburg, wohnte nun ihr Präsident, ein Sohn ihres Landes, einer, der schon als Schüler im russischen Gymnasium für das Recht seiner Muttersprache eingetreten war und sich geweigert hatte, in russischer Sprache zu beten: er sprach das Vaterunser in seiner Muttersprache. Nun stand er an der Spitze seines Volkes.

Es war erstaunlich, wieviel in zwei Jahrzehnten geschaffen wurde. In allen Dörfern entstanden Schulen, eine Universität wurde gegründet. Fabriken wurden errichtet, alle ausländischen Waren mit hohem Zoll belegt; sehr zum Arger der Bevölkerung, denn sie konnte keine Äpfel-sinen kaufen. Ist auch nicht nötig, meinte die Regierung: „Eßt unsere Äpfel!“ Durch diese Finanzpolitik erhielt sich die stabile Währung des Litas, des litauischen Geldes. Das alles wurde durch den zweiten Weltkrieg vernichtet.

MÄI

	A/Sonne/U	A/Mond/U	
1 Sonntag Malfeiertag			
2 Mo	4.53 19.46	9.51 0.35	
3 Di	4.51 18.47	10.49 1.12	
4 Mi	4.49 19.49	11.51 1.44	
5 Do	4.48 19.51	12.56 2.15	
6 Fr	4.46 19.52	14.04 2.42	
7 Sa	4.44 19.54	15.14 3.08	
8 Sonntag	4.42 19.55	16.28 3.34	
9 Mo	4.40 19.57	17.44 4.02	
10 Di	4.38 19.58	18.01 4.33	
11 Mi	4.37 20.00	20.18 5.09	
12 Do	4.36 20.01	21.32 5.51	
13 Fr	4.34 20.03	22.39 6.42	
14 Sa	4.33 20.04	23.36 7.41	
15 Sonntag	4.31 20.06	— 8.49	
16 Mo	4.30 20.07	0.21 10.00	
17 Di	4.28 20.09	1.01 11.13	
18 Mi	4.27 20.10	1.35 12.25	
19 Do	4.26 20.12	2.03 13.38	
20 Fr	4.24 20.13	2.29 14.45	
21 Sa	4.23 20.15	2.54 15.52	
22 Sonntag	4.22 20.16	3.19 16.59	
23 Mo	4.20 20.17	3.45 18.01	
24 Di	4.19 20.19	4.14 19.05	
25 Mi	4.18 20.20	4.46 20.05	
26 Do Himmelfahrt des Herrn			
27 Fr	4.16 20.23	6.04 21.50	
28 Sa	4.15 20.24	6.51 22.34	
29 Sonntag	4.14 20.25	7.43 23.13	
30 Mo	4.13 20.26	8.39 23.47	
31 Di	4.12 20.28	9.39 —	

NOTIZEN

Am 16. Mai 1563 starb Martynas Mazvydas, der im Jahre 1546 das erste Buch in litauischer Sprache herausgegeben hatte.



Sommerliche Abendstimmung an der plätschernden Jura im bekannten Taugoggen.

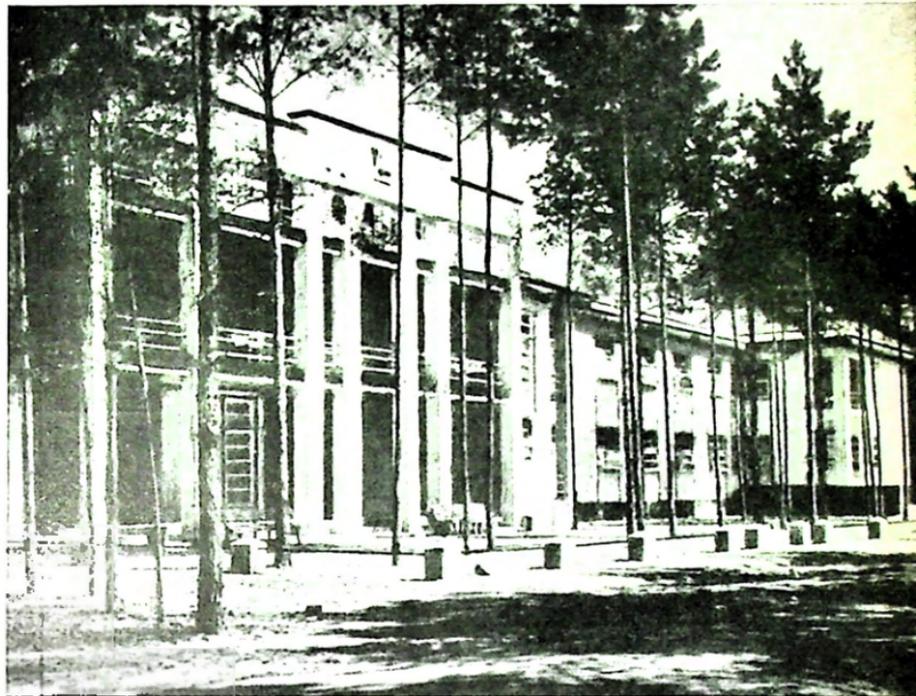
Das Wasser bringt das Leben in die Welt. Ohne dieses Element gibt es kein Wachstum, kein Gedeihen — weder bei Pflanzen, noch bei den Tieren. Irgendwo, auch im kleinsten Dorf, murmelt ein Bächlein, gibt es wenigstens einen von Weiden umstandenen Teich. An Flüssen und Meeren siedelte sich von jeher die Menschheit an. Sie bestimmten ihre Lebensweise, ihren Handel, aber sie boten ihnen auch Erholung und Unterhaltung. Unendlich reizvoll waren auch die Täler und Flüsse in Litauen. Der Sonntagsspaziergang führte hinaus zum Wasser, zum Fluß. Dort auf der Höhe des bewaldeten Ufers stand eine Bank. Von dort aus hatte man den schönsten Blick auf das Juratal, und drüben lag das historische Städtchen Taugoggen. Sinnend blieb man dort lange sitzen. Am schönsten aber war es an warmen Sommerabenden in die sinkende Sonne zu sehen. Ihre letzten Strahlen warfen ein goldenes Licht auf die leise dahinströmende Jura. In Gottes Frieden ruhte die Natur. Ins eigene Herz kehrte auch der Friede ein. Wie weit lag aller Krieg und Streit. Die uralten Bäume ringsum, wieviel hatten sie schon gesehen, und wieviel Menschen werden sie noch sehen, die hier in der Einsamkeit am Wasser Erholung suchen werden. So eine Stunde stiller Besinnung in der Natur erweckt gute Gedanken und mancher Vers, den wir als Kind schon gelernt, fällt einem dann ein: „Ein Tag, der sagt dem andern, mein Leben sei ein Wandern zur großen Ewigkeit. O Ewigkeit, so schöne, mein Herz an dich gewöhne, mein Heim ist nicht in dieser Zeit.“

JUNI

	A/Sonne/U	A/Mond/U
1 Mi	4.11 20.29	10.42 0.17
2 Do	4.10 20.30	11.47 0.45
3 Fr	4.10 20.31	12.54 1.10
4 Sa	4.09 20.32	14.05 1.36
5 Sonntag	Heiliges Pfingstfest	
6 Mo Pfingstm.	4.08 20.33	16.34 2.30
7 Di	4.07 20.34	17.51 3.03
8 Mi II. Quatember	4.07 20.35	19.08 3.41
9 Do	4.06 20.36	20.19 4.27
10 Fr	4.06 20.37	21.23 5.23
11 Sa	4.06 20.37	22.17 6.28
12 So Trinitatisfest	4.05 20.38	23.01 7.40
13 Mo	4.05 20.38	23.37 8.55
14 Di	4.05 20.39	— 10.10
15 Mi	4.05 20.40	0.08 11.24
16 Do Fronleichn. Q	4.05 20.40	0.35 12.35
17 Fr Tag d. Einheit	4.05 20.40	1.00 13.44
18 Sa	4.05 20.41	1.25 14.51
19 Sonntag	4.05 20.41	1.51 15.58
20 Mo	4.05 20.41	2.16 16.58
21 Di Sommeranfang	4.05 20.42	2.49 17.58
22 Mi	4.06 20.42	3.23 18.55
23 Do	4.06 20.42	4.02 19.47
24 Fr Tag d. Geb. Johannis d. Täufers		●
25 Sa Tag d. Augsburgischen Konfession		
26 Sonntag	4.07 20.42	6.32 21.50
27 Mo Siebenschläfer	4.07 20.42	7.31 22.21
28 Di	4.08 20.42	8.33 22.50
29 Mi Tag d. Apostel Petrus u. Paulus		
30 Do	4.09 20.42	10.42 23.41

NOTIZEN

Am 28. Juni 1932 starb in Kauen der bekannte litauische Dichter Maironis.



Eines der großen Sanatorien im Kurort Birschtonas, unweit des Städtchens Prienai.

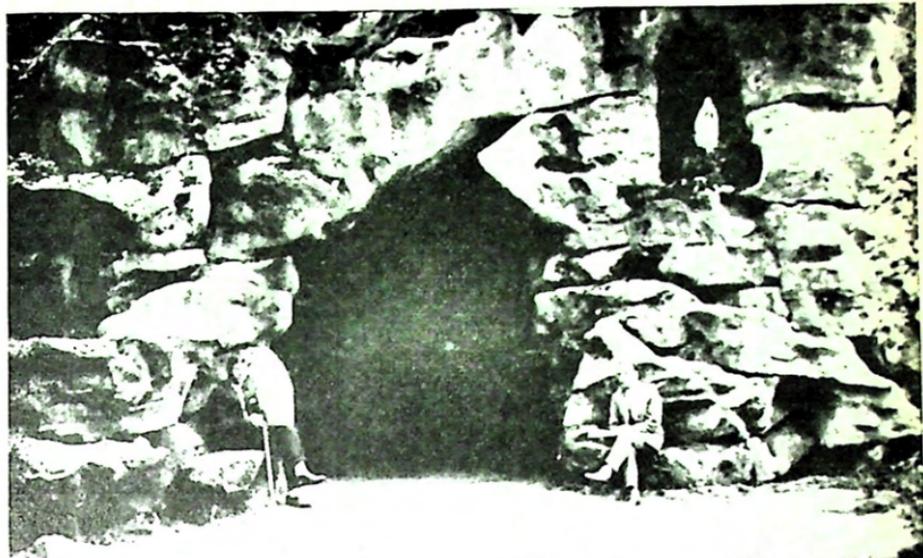
„Der Herr läßt die Arznei aus der Erde wachsen, und ein Vernünftiger verachtet sie nicht.“ Diese Erkenntnis hat schon Jesus Sirach, der Weise, gehabt, und hat sie vor Jahrtausenden die Menschen gelehrt. Da sprudelte Jahr für Jahr, jahrhundertlang, vielleicht sogar Jahrtausende, eine Quelle; der Herr läßt sie aus der Erde wachsen, sie birgt in sich Heilstoffe, aber es findet sich kein Vernünftiger, der sie achtet. Es muß erst ein großer Krieg kommen, ein alter Staat muß sich neu bilden. Litauen erwacht zur selbständigen Republik. Er sorgt nicht nur für Schulen, für Handel und Wandel, er bemüht sich auch um die Gesundheit des Volkes. In Birschtonas wird die Eisenquelle entdeckt. Es wird analysiert, probiert und es stellt sich heraus, daß viele Leiden dadurch geheilt werden können. Aus dem bescheidenen Ort wird ein modernes Bad. Häuser werden gebaut und ein großes Sanatorium.

Im dunklen Fichtenwalde steht dieses prächtige Gebäude und wird gern besucht, denn die Arznei, die da aus der Erde wächst, erweist sich als viel wirksamer als die künstlich erzeugten. Aus der Tiefe der Erde bringt die Quelle die Mineralien, die dem Menschen helfen wollen.

JULI

	A/Sonne/U	A/Mond/U	
1 Fr	4.09 20.42	11.49 —	NOTIZEN
2 Sa	4.10 20.41	12.59 0.05	
3 Sonntag	4.11 20.41	14.11 0.32	
4 Mo	4.12 20.40	15.25 1.01	
5 Di	4.13 20.40	16.41 1.35	
6 Mi	4.13 20.39	17.54 2.15	
7 Do	4.14 20.39	19.02 3.05	
8 Fr	4.15 20.38	20.02 4.05	
9 Sa	4.16 20.38	20.52 5.14	
10 Sonntag	4.17 20.37	21.33 6.29	
11 Mo	4.18 20.36	22.08 7.47	
12 Di	4.19 20.35	22.38 9.04	
13 Mi	4.20 20.35	23.05 10.18	
14 Do	4.21 20.34	23.30 11.30	
15 Fr	4.22 20.33	23.56 12.39	
16 Sa	4.23 20.32	— 13.45	
17 Sonntag	4.25 20.31	0.23 14.50	
18 Mo	4.26 20.29	0.53 15.51	
19 Di	4.27 20.28	1.25 16.49	
20 Mi	4.28 20.27	2.02 17.43	
21 Do	4.30 20.26	2.45 18.31	
22 Fr	4.31 20.25	3.31 19.15	
23 Sa	4.33 20.23	4.26 19.52	
24 Sonntag	Tag d. Apostels Jacobus d. A.		
25 Mo	4.35 20.20	6.26 20.55	
26 Di	4.37 20.19	7.28 21.22	
27 Mi	4.38 20.17	8.34 21.47	
28 Do	4.40 20.16	9.40 22.11	
29 Fr	4.42 20.15	10.48 22.37	
30 Sa	4.43 20.13	11.57 23.04	
31 Sonntag	4.44 20.12	13.09 23.34	

Am 4. Juli 1920 wird die Republik Litauen von Polen de facto anerkannt.



Die Mariengrotte in Polangen, eine Nachbildung der berühmten Grotte in Lourdes.

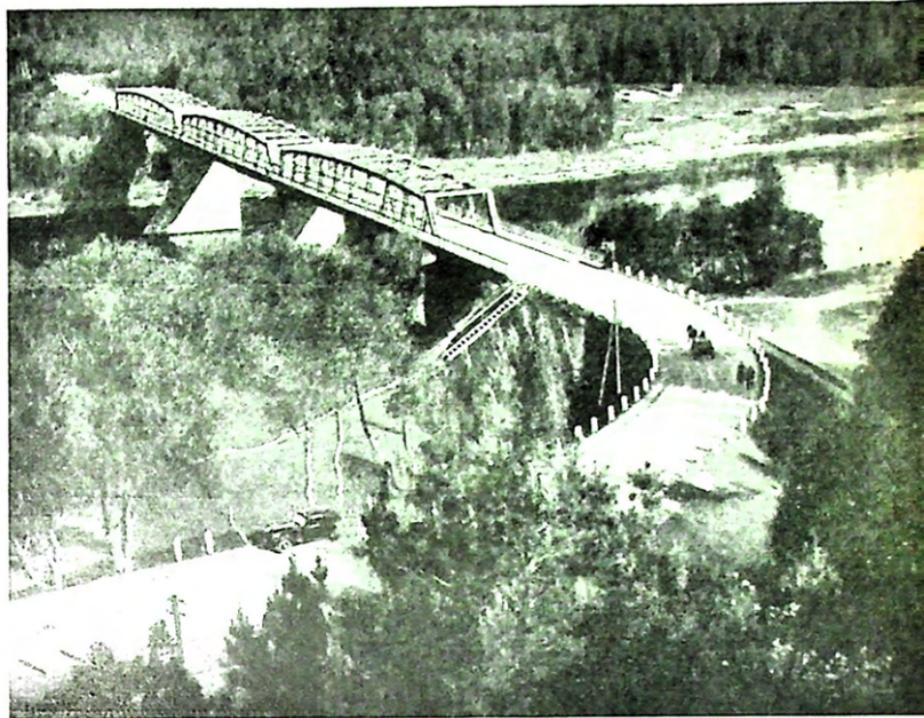
Nach dem ersten Weltkriege verhiessen die Sieger allen Völkern Freiheit. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker sollte gewahrt werden. Die Sieger wollten dafür einstehen, sie wollten das garantieren. Jedes Land sollte das Recht haben, über sein Schicksal selbst zu bestimmen, durch Wahlen, durch Stimmabgabe sich zu entscheiden; außer den Deutschen natürlich, denn die hatten ja den Krieg verloren. Aber sonst sollte Friede und Gerechtigkeit, wenn auch nicht in der ganzen Welt, so doch in Europa herrschen. Und da, wo es die Mächtigen nichts kostete, da durfte tatsächlich gewählt werden. Ob nun Polangen zu Lettland wie bisher gehörte oder zu Litauen kam, war ihnen völlig gleichgültig, daher durfte Polangen wählen, und es entschied sich für Litauen. Die wirtschaftlichen Gründe gaben den Ausschlag, denn in Lettland wäre Polangen ein bedeutungsloser Ort geblieben, in Litauen wurde es zum Staatsbad erhoben. Im schönen Schloßpark hatte Graf Felix Tyschkewitsch eine Grotte zu Ehren der Jungfrau Maria errichtet. Es war eine Nachbildung der berühmten Grotte zu Lourdes in Frankreich. In Weiß und Gold strahlte die Himmelskönigin auf die Gläubigen herab. Immer lag ein Kranz von Blumen zu ihren Füßen. Jeder, der den Park besuchte, ging zur Mariengrotte, stieg die Anhöhe hinauf zu der kleinen Kapelle, um dort den herrlichen Blick auf die unendliche See zu genießen.

AUGUST

	A/Sonne/U	A/Mond/U	
1 Mo	4.45 20.10	14.21	—
2 Di	4.47 20.09	15.34	0.10
3 Mi	4.48 20.07	16.42	0.54
4 Do	4.50 20.05	17.45	1.47
5 Fr	4.51 20.04	18.40	2.50
6 Sa	4.53 20.02	19.25	4.01
7 Sonntag	⊕ 4.54 20.00	20.04	5.19
8 Mo	4.56 19.58	20.36	6.36
9 Di	4.57 19.56	21.06	7.54
10 Mi	4.59 19.54	21.32	9.09
11 Do	5.01 19.52	21.59	10.22
12 Fr	5.02 19.50	22.26	11.31
13 Sa	5.04 19.49	22.55	12.38
14 Sonntag	⊕ 5.06 19.47	23.26	13.41
15 Mo	5.07 19.45	—	14.41
16 Di	5.09 19.43	0.02	15.36
17 Mi	5.10 19.41	0.43	16.27
18 Do	5.12 19.38	1.29	17.12
19 Fr	5.14 19.36	2.20	17.52
20 Sa	5.15 19.34	3.16	18.27
21 Sonntag	5.17 19.32	4.17	18.58
22 Mo	● 5.18 19.31	5.19	19.26
23 Di	5.20 19.29	6.25	19.52
24 Mi	Tag des Apostels Bartholomäus		
25 Do	5.23 19.24	8.40	20.42
26 Fr	5.24 19.22	9.48	21.09
27 Sa	5.26 19.20	10.59	21.37
28 Sonntag	5.27 19.18	12.10	22.11
29 Mo	☽ 5.29 19.16	13.31	22.51
30 Di	5.31 19.14	14.29	23.39
31 Mi	5.32 19.11	15.32	—

NOTIZEN

Vom 11. bis 17. August 1935 fand in Kaunas der erste litauische Weltkongress statt, auf dem der Verein der Litauer in aller Welt gegründet wurde.



Die Brücke über die Memel bei Alytus mit ihrer landschaftlich reizvollen Umgebung.

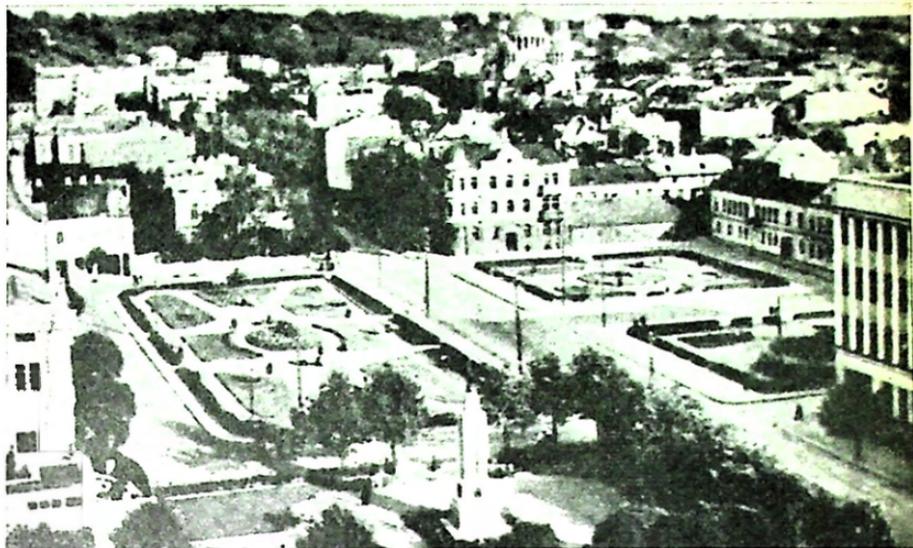
Zwei Bauern fahren auf der Landstraße, gemächlich trotten die Pferdchen vor dem Wagen. Es kommt ein Fluß, über ihn führt eine Holzbrücke. Rohre Balken sind nebeneinander gelegt und rollen hin und her, das Pferd stolpert über die Ritzen, die sich bilden, wenn man über sie hinwegfährt. Der eine Bauer lenkt sein Pferd sofort das Ufer hinunter, sucht eine Furt, findet sie und fährt durchs Wasser, der andere benützt die Brücke und bricht ein. Bauerlein, Pferd und Wagen plumpsen ins Wasser. Der andere lacht und ruft dem pudelnassen zu: „Nu, ist dir auch recht geschehen, so ein Narr zu sein, sieht eine Brücke und fährt.“ Das war der Ruf, den die Brücken im alten Rußland besaßen. Aber hier bei dieser Brücke vor uns auf dem Hilde braucht man keine Befürchtungen zu haben. Jetzt schwingen sich Brücken über Flüsse und Täler, wahre Wunderwerke der Technik. Auch die Brücke über die Memel bei Alytus ist solch ein Wunderwerk der Technik. Lastzüge, leichte Wagen und Autos rollen sicher über den Strom hinweg. Um Brücken hat es in jedem Kriege heiße Kämpfe gegeben, auch um die Brücke bei Alytus ging ein schweres Ringen, denn wer die Brücke beherrscht, beherrscht das Land.

SEPTEMBER

	A/Sonne/U	A/Mond/U	
1 Do	5.34 18.09	18.29 0.38	
2 Fr	5.35 18.07	17.17 1.41	
3 Sa	5.37 18.05	17.57 2.53	
4 Sonntag	5.39 18.02	18.32 4.10	
5 Mo	5.40 18.00	19.03 5.27	
6 Di	5.42 18.58	19.31 6.44	
7 Mi	5.44 18.55	19.58 7.59	
8 Do Mariä Geburt	5.45 18.53	20.26 9.10	
9 Fr	5.47 18.51	20.54 10.20	
10 Sa	5.49 18.49	21.25 11.28	
11 Sonntag	5.50 18.46	22.00 12.29	
12 Mo	5.52 18.44	22.39 13.27	
13 Di	5.53 18.42	23.23 14.20	
14 Mi	5.54 18.40	— 15.07	
15 Do	5.56 18.38	0.12 15.49	
16 Fr	5.58 18.35	1.08 16.28	
17 Sa	5.59 18.33	2.05 16.58	
18 Sonntag	6.01 18.31	3.08 17.28	
19 Mo	6.02 18.28	4.12 17.54	
20 Di	6.04 18.28	5.19 18.20	
21 Mi IC. Quatemb., Tag d. Ev. Matth.			●
22 Do	6.07 18.21	7.38 19.12	
23 Fr Herbstanfang	6.09 18.19	8.49 19.41	
24 Sa	6.10 18.17	10.01 20.13	
25 Sonntag	6.12 18.14	11.13 20.51	
26 Mo	6.14 18.12	12.22 21.38	
27 Di	6.16 18.10	13.28 22.29	
28 Mi	6.17 18.08	14.29 23.30	
29 Do Michaelisfest	6.19 18.06	15.13 —	
30 Fr	6.20 18.03	15.55 0.38	

NOTIZEN

Am 8. September 1380 wird Vytautas zum Großfürsten von Litauen gekrönt.



Die Vytisbes aikštė (Platz der Einigkeit) in Kaun mit dem Freiheitsdenkmal.

Ein Volk, das die Erinnerung an seine Vergangenheit nicht wachhält, nicht pflegt, ist wie ein Baum ohne Wurzel. Aus der Vergangenheit, aus der Geschichte, soll das gegenwärtige Geschlecht lernen, sich für die Zukunft zu bilden. Im Vytautas-Museum, das am Einigkeitplatz in Kaun errichtet war, hatte Litauen solch eine Gedenkstätte geschaffen. Schöne Blumenanlagen schmückten den Platz vor dem vaterländischen Museum. Hier sollte vor allen Dingen die Jugend den vielhundertjährigen Kampf um die Freiheit in Wort und Bild kennenlernen. Und was für das Volk gilt, das gilt auch für die Familie, das gilt auch für jeden Volksstamm. Erzähle deinen Kindern von der Vergangenheit deines Volkes. Erzähle deiner Jugend von dem Kampf ihrer Väter um Glauben und Sprache. Und wenn deine Kinder jetzt in große moderne Schulen gehen, sage ihnen, wie klein und bescheiden unsere deutschen Schulen in Litauen waren.

Wenn auch der Kulturverein eine Schule im Dorf einrichtete, gut, wenn sie das Gehalt des Lehrers aufbrachte; für Miete, Beheizung und Beleuchtung mußte die Elternschaft aufkommen. Für die Deutschen, die außerhalb der Reichsgrenzen wohnten, gab es keinen Vater Staat, der für alles sorgte. Selbst, durch Opferbereitschaft des gesamten Deutschland, kamen diese Schulen zustande. Aber sage ihnen auch, daß wir stolz waren auf unsere Schulen. Wie sagt doch Luther? Nicht Geld und Gut machen ein Volk reich, sondern daß es ehrbare, gute Bürger habe, die dafür sorgen, daß ein gottesfürchtiges Geschlecht heranwache.

OKTOBER

	A/Sonne/U	A/Mond/U	
1 Sa	6.22 18.00	16.31 1.51	NOTIZEN
2 Sonntag Ernted.	6.24 17.58	17.02 3.06	
3 Mo	6.25 17.56	17.31 4.22	
4 Di	⊕ 6.27 17.54	17.57 5.36	
5 Mi	6.29 17.52	18.25 6.49	
6 Do	6.30 17.49	18.52 8.00	
7 Fr	6.32 17.47	19.23 9.09	
8 Sa	6.33 17.45	19.56 10.14	
9 Sonntag	6.35 17.43	20.33 11.15	
10 Mo	6.36 17.41	21.16 12.11	
11 Di	6.38 17.39	22.03 13.01	
12 Mi	⊕ 6.40 17.38	22.55 13.46	
13 Do	6.42 17.34	23.52 14.24	
14 Fr	6.43 17.32	— 14.58	
15 Sa	6.45 17.30	0.53 15.28	
16 Sonntag	6.47 17.28	1.55 15.56	
17 Mo	6.48 17.25	3.02 16.21	
18 Di	Tag des Evangelisten Lucas		
19 Mi	6.52 17.21	5.20 17.13	
20 Do	● 6.54 17.19	6.32 17.41	
21 Fr	6.56 17.17	7.46 18.12	
22 Sa	6.57 17.15	9.00 18.49	
23 Sonntag	6.59 17.13	10.13 19.32	
24 Mo	7.01 17.11	11.20 20.23	
25 Di	7.03 17.09	12.20 21.23	
26 Mi	7.04 17.07	13.13 22.29	
27 Do	☾ 7.06 17.05	13.56 23.40	
28 Fr.	Tag d. Apostels Simon u. Judas		
29 Sa	7.09 17.02	15.05 0.54	
30 Sonntag	7.11 17.00	15.33 2.08	
31 Mo Reform.-Fest	7.12 16.58	16.00 3.21	

Am 3. Oktober 1421 bestätigte der Heilige Stuhl in Rom den ersten Bischof in Litauen.



Das Anwesen von Ewald Krebs an der Memeler Straße in Neustadt, Kr. Tauröggen.

Neustadt, im Kreise Tauröggen, hatte wie alle die kleinen Grenzstädtchen, eine evangelische Gemeinde, eine hübsche Kirche, ein Pastorat und einen eigenen Pastor. Es herrschte ein sehr reges Gemeindeleben; wie eine große Familie lebten sie zusammen. Das Besondere war, daß unter den deutschen Familien mehrere sehr wohlhabend waren und treu zur Kirche hielten. Die Interessen der Kirche waren auch ihre persönlichen Belange. Sie traten für sie ein und standen dem Pastor mit Rat und Tat zur Seite. Das Haus, das wir hier an der Breiten Straße sehen, gehörte dem Kirchenvorsteher Ewald Krebs. An einer anderen Stelle des Jahrhunderts wird ausführlich über die Tätigkeit der Bruder Krebs von der Tochter von Ewald Krebs berichtet. Es war ein für ganz Litauen bedeutender Handel, der in den Händen der Brüder und Vettern Krebs und Schickodanz lag.

Man kann sich vorstellen, daß die Gemeinde Neustadt dadurch ganz besonders gut dastand. Sie besaß weit in der Welt umhergekommene Männer, die ihre Tatkraft auch in den Dienst der Kirche stellten. Einer der letzten Pastoren, die in Neustadt amtiert haben, war Pastor Jurkat. Er kam später ins Memelgebiet, wo er einen größeren Wirkungskreis vorfand.

Alle die Deutschen Litauens sind jetzt in alle Winde verstreut. Wir können unsere Gemeinschaft nicht besser beweisen, als wenn wir unentwegt in unsern Herzen die Bitte bewegen: Herrgott, bringe Eltern und Kinder, Bruder und Schwestern, wieder zusammen. Laß Gefangene heimkehren und erbarm dich über alle Opfer der Gewalt unter den Völkern.

NOVEMBER

	A/Sonne/U	A/Mond/U	NOTIZEN
1 Di Allerheiligen	7.14 16.56	16.28 4.31	
2 Mi Allerseelen	7.16 16.54	16.52 5.44	
3 Do ☉	7.18 16.53	17.21 6.53	
4 Fr	7.20 16.51	17.53 7.59	
5 Sa	7.21 16.49	18.28 9.03	
6 Sonntag	7.23 16.47	19.08 10.01	
7 Mo	7.25 16.46	19.54 10.54	
8 Di	7.27 16.44	20.45 11.42	
9 Mi	7.29 16.42	21.39 12.23	
10 Do	7.30 16.41	22.38 12.58	
11 Fr Martinstag ☽	7.32 16.39	23.39 13.28	
12 Sa	7.34 16.38	— 13.57	
13 Sonntag Volkstrauertag			
14 Mo	7.36 16.35	1.49 14.48	
15 Di	7.39 16.33	2.58 15.13	
16 Mi Buß- u. Bettag	7.41 16.32	4.09 15.39	
17 Do	7.43 16.31	5.22 16.08	
18 Fr	7.44 16.30	6.37 16.42	
19 Sa ●	7.46 16.29	7.53 17.23	
20 Sonntag Ewigkeitssonntag			
21 Mo	7.48 16.27	9.11 18.11	
22 Di	7.50 16.25	10.09 20.17	
23 Mi	7.52 16.24	11.57 21.29	
24 Do	7.54 16.23	12.36 22.43	
25 Fr ☽	7.55 16.22	13.10 23.57	
26 Sa	7.57 16.21	13.39 —	
27 Sonntag 1. Advent	7.58 16.21	14.06 1.10	
28 Mo	8.00 16.20	14.30 2.22	
29 Di	8.01 16.19	14.57 3.32	
30 Mi Tag des Apostels Andreas			

Am 26. November 1855 stirbt in Konstantinopel der litauisch-polnische Dichter Adam Mickewicz.



Die Ausros Vartai, das „Tor der Morgenröte“, mit dem Muttergottesbilde in Wilna.

„Kindlein, liebet euch untereinander, und wenn das nicht geht, habt wenigstens Achtung voreinander“, mahnt unser großer deutscher Dichter Goethe die Menschheit. Dieses Wort hat überall Geltung, am meisten aber muß es von denen beherzigt werden, die in der Zerstreuung in einem fremden Staate wohnen, unter Andersgläubigen, Andersstämmigen. Auf unserem Bilde die „Ostra Brama“, so nannten es die Polen, das heißt „Scharfes Tor“. Die Litauer hatten einen viel poetischeren Namen für das Tor, „Ausros Vartai“, das heißt „Tor der Morgenröte“. Die Polen und die Litauer liebten sich gewiß nicht, aber diesem Tor gegenüber, das der Jungfrau Maria geweiht war, brachten sie gemeinsam Achtung entgegen. Nun, das ist gewiß nicht weiter wunderbarlich, da beide Konfessionen die Jungfrau als Heilige verehren. Jeder, der durch das Tor ging, bekreuzigte sich, die Männer durchschritten es barhäuptig, aber auch jeder andere, jeder Andersgläubige, und an dieser Stelle herrschte immer ein reger Verkehr, auch er erwies seine Achtung. Es war immer ein ergreifendes Bild, wenn mitten im Hasten und Jagen des Alltags die Sekunde Besinnung eintrat. Zugegeben, daß die Menschen verschiedene Gründe für diese Gebärden hatten, die einen in Anbetung, die anderen aus dem Gefühl heraus, den Nächsten durch ihre Gleichgültigkeit nicht zu verletzen.

Wie anders würde es im Leben aussehen, wenn wir mit diesem Gebot ganz ernst machen würden: „Kindlein, liebet euch untereinander, und wenn das nicht geht, habt wenigstens Achtung voreinander.“

DEZEMBER

		A/Sonne/U	A/Mond/U	
1	Do	8.04	16.17	15.53 5.47
2	Fr	8.08	16.17	16.26 6.51
3	Sa	☉	8.07	16.16 17.04 7.52
4	Sonntag 2. Advent	8.08	16.16	17.48 8.48
5	Mo	8.10	16.15	18.36 9.38
6	Di Nikolaustag	8.11	16.15	19.29 10.21
7	Mi	8.12	16.14	20.26 10.59
8	Do Mariä Empf.	8.13	16.14	21.27 11.32
9	Fr	8.15	16.14	22.28 12.01
10	Sa	☾	8.16	16.14 23.33 12.27
11	Sonntag 3. Advent	8.17	16.14	— 12.51
12	Mo	8.18	16.14	0.38 13.15
13	Di	8.19	16.14	1.46 13.39
14	Mi IV. Qualamb.	8.20	16.14	2.56 14.06
15	Do	8.21	16.14	4.10 14.37
16	Fr	8.22	16.14	5.24 15.13
17	Sa	☀	8.22	16.14 6.40 15.57
18	Sonntag 4. Advent	8.23	16.14	7.51 16.52
19	Mo	8.24	16.15	8.55 17.56
20	Di	8.24	16.15	9.50 19.08
21	Mi Winteranf., Tag d. Apost. Thomas			
22	Do	8.25	16.16	11.12 21.42
23	Fr	8.26	16.16	11.44 22.58
24	Sa Heiligabend	8.26	16.17	12.12 —
25	Sonntag Heiliges Christfest			☽
26	Mo Tag des Ermärtyrers Stephanus			
27	Di Tag des Evangelisten Johannes			
28	Mi Tag der unschuldigen Kindlein			
29	Do	8.27	16.21	14.28 4.43
30	Fr	8.27	16.22	15.03 5.45
31	Sa Silvester	8.27	16.23	15.45 6.42

NOTIZEN

Am 3. Dezember 1928 stirbt in Kauen der bekannte litauische Schauspieler und Regisseur Konstantinas Glinskis.



Hauptstraße von Ukmerge, aus früherer Zeit unter dem Namen Wilkomir bekannt.

„Es sieht aber gar nicht weihnädlich aus!“ Wie oft ist im Dezember so gesprochen worden und man hat es auch selbst zu wiederholten Malen gesagt. Das klingt so, als ob Weihnachten von der Witterung abhängig wäre und das ist es doch gewiß nicht. Aber was ist es denn, was uns Deutschen dieses Fest so besonders lieb und vertraut macht?

Stöhnen wir nicht manchmal unter den vielen äußeren Vorbereitungen? Aber ich will nichts gegen den festlichen Rahmen sagen, den wir unserm Weihnachtsfest immer geben wollen. Wie ist es denn, wenn wir lieben Besuch bekommen? Versammelt sich nicht dann die ganze Familie, um ihn würdig zu empfangen? Wird nicht das Haus geputzt, das Heim mit Blumen geschmückt? Und zu Weihnachten kommt himmlischer Besuch auf unser Erdenland, Gottes Sohn kommt als Bruder zu uns. Müssen da nicht die Kirchen und Häuser, die Straßen und Menschen ihr alltägliches Gesicht verlieren und im Festesglanz erstrahlen. Die ganze Menschheit muß singen und jubeln. Mit Weihnachten beginnt Jahr für Jahr der Reigen der kirchlichen Feste, durch sie nehmen wir das Leben unseres Heilandes in unsern eignen Kreislauf auf. Gewiß, es ist ein bürgerliches Familienfest geworden, aber ist das an und für sich schon tadelnswert? Ob in Ukmerge oder Berlin, ob in Kanada oder Brasilien, der Ort spielt keine Rolle, ob Reichen oder Armen, allen Menschen wird zu Weihnachten das Heil angeboten, nur aufnehmen müssen wir es, in unsere Herzen aufnehmen. Da wird Weihnachten in rechter Weise gefeiert, wo der Heiland Mittelpunkt geworden ist.



Russisch-orthodoxe Kirche in Kybarten zur deutschen Besatzungszeit (I. Weltkrieg).

Zwischen Gestern und Morgen

Lieber Leser des Heimatgrußes, sieh dir dieses Bild gut an. Es ist nicht nur ein bedeutender Augenblick in der Geschichte Litauens, es ist ein Symbol der Menschheitsgeschichte schlechthin. Wer über ein Land seine Herrschaft ausübte, pflanzte Zeichen seiner Macht auf. Als der Ritterorden in den Osten kam, baute er Dome und Burgen, deren Größe und Schönheit wir noch heute in den Ruinen bewundern. Als die Russen Litauen nahmen, bauten sie Kirchen, Kathedralen mit Zwiebeltürmen, die golden leuchteten, obenauf das zweimal durchstrichene Kreuz. Für die Ewigkeit schienen sie zu sein. Dann kam der erste Weltkrieg. Die deutschen Truppen zogen ein. Da stehen sie mit ihren Pickelhauben, sie sind die siegreiche Gegenwart, sie wollen die Schicksale des Landes in ihre Hand nehmen mit dem Recht des Siegers. Zwischen der Vergangenheit und der Zukunft steht nun das Volk der Einheimischen. Die Russen sind fort und die neuen Herren sind da.

Sie stehen in einer Gruppe zusammen und prüfen die Lage. In der Mitte zwischen dem Gestern und Morgen schiebt der einheimische Landmann den schweren Karren die Straße entlang. Auf seiner Arbeit ruht das Wohl des Landes. Staaten führen Kriege, die Vernichtung bringen, das Volk muß arbeiten, sonst gibt es kein Brot, weder für den Sieger, noch für den Besiegten.

Deutsch-litauische Nachbarschaft im Wandel der Geschichte

Die geschichtlichen Quellen über die politischen und kulturellen Beziehungen zwischen Deutschen und Litauern stammen aus einer Zeitspanne, die viele Jahrhunderte umfaßt. Nun hat jede kulturelle Epoche eine zentrale Idee, der sich alle Formen der entsprechenden Kultur unterzuordnen pflegen. In der griechischen Antike war es die Idee des einheitlichen göttlichen Seins. An seine Stelle setzte das Mittelalter den christlichen Gottesbegriff als Quell und Ziel aller Wirklichkeit. Aus dieser Epoche stammen die frühesten Berichte über die Beziehungen beider Völker, wie sie in den Chroniken des Deutschen Ordens verzeichnet sind. Es war das heidnische, das feindselige Litauen, dem die Kreuzzüge des Westens galten, denn an den „Reisen“ des Deutschen Ordens nahmen ja nicht nur deutsche Ritter teil, sondern einmal sogar die Könige von Ungarn und Polen und die Herzöge von Flandern und Burgund mit ihren Heeren (1345). Das 19. und noch mehr das 20. Jahrhundert hat in der Vielfalt seiner Erscheinungen keinen eigentlich leitenden metaphysischen Gedanken. Es beschränkt sich auf die irdische Wirklichkeit. In den Vordergrund tritt der Begriff der Gesellschaft. Damit wird der Einzelmensch zum Atom, und es entsteht jene Staatsauffassung, die im Wesen des Staates die einzige Realität, Ziel und Aufgabe des Menschen sieht. Die Tatsache, daß die meisten schriftlichen Äußerungen über diese uns noch relativ nahestehende Zeit von teilweise sehr einseitigen nationalen Vorstellungen überleuchtet werden, erschwert eine objektive Beurteilung sogar der geschichtlich feststehenden Fakten. Es gilt dies gerade auch für Beziehungen benachbarter Völker. Was wußten die Deutschen im Reiche vor 1914 überhaupt von Litauen, von Polen und von den deutschen Minderheiten in diesen Ländern?

Der litauische Dichter Vydunas hat Litauen 1918 einmal ein „verheimlichtes Land“ genannt. Und tatsächlich ist dieses Land bis zum ersten Weltkriege dem Deutschen kaum ins Bewußtsein gerückt worden.

Als zu Beginn des Krieges deutsche Artillerie die litauische Stadt Tauroggen in Trümmer legte, sollte dies ein Vergeltungsakt für die Verheerungen sein, welche russische Truppen bei ihrem Einfall in Ostpreußen angerichtet hatten: Man glaubte, eine russische Stadt vor sich zu haben. Nicht anders war es mit Kurland und Estland, und noch im Jahre 1917 zeigte mir der deutsch-baltische Generalsuperintendent von Kurland, Bernewitz, ent-rüstet seinen von der deutschen Etappenverwaltung ausgestell-ten Paß, der ihn zu einer Reise nach Deutschland berechnete; denn in diesem Paß war das Wort „Russe“ mit roter Farbe klar und deutlich eingestempelt worden. Nun — wenn man schon die deutschen Ballen der Ostseeprovinzen für Russen hielt, konnte man schwerlich etwas von dem Vorhandensein eines litauischen Volkes in den Grenzen des zaristischen Rußlands wissen. Es war tatsächlich nur eine kleine geistige Oberschicht in Deutsch-land, deren Kenntnisse über die östliche Grenze hinausreich-ten, aber die deutschen Schulen und damit auch das gesamte Volk hatte dieses Wissen niemals erreicht. So beschränkte sich alles, was man von den Litauern wußte, auf einige Sprachwis-senschaftler und die Bewohner jenes schmalen Zipfels Ostpreu-Bens, in dem auf dem Lande noch litauisch gesprochen wurde und auch das Liedergut dieses Volkes noch lebte. Aber auch in diesem engen Bezirk, in dem von Nachbarschaft gesprochen werden konnte, laßt sich bis zum ersten Weltkriege ein nationa-ler Gegensatz zwischen Deutschen und Litauern kaum feststel-len. Das Eintreten für die Erhaltung der litauischen Sprache, wie wir es schon bei Rhesa zur Goethezeit finden, ist keines-wegs national gefärbt. Wo Gegensätze hervortreten, sind sie im wesentlichen sozialer Natur. Anders verlief die Entwicklung im sogenannten russischen Litauen. Hier erwuchs im 19. Jahrhun-dert eine nationale Bewegung, die sich stark von der polnischen abhob. Sie wurde von der katholischen Geistlichkeit des Landes getragen. Dadurch kam es zu eigenartigen kulturellen Bezie-hungen über die deutsch-russische Grenze hinweg. Das Druck-verbot der zaristischen Regierung, das von 1865 bis 1904 für das litauische Schrifttum bestand, führte dazu, daß in diesen Jahr-zehnten Hunderte von Büchern in litauischer Sprache in Tißit gedruckt und durch sogenannte „Bücherträger“ über die Grenze ins russische Litauen gebracht wurden. Auch die Zeitungen



Standbild des litauischen Dichters Vincas Kudirka in Kudirkos-
Naumiestis

„Aušra“, „Apzvalga“, „Tėvynės Sargas“, „Varpas“ und „Ukininkas“ wurden in Tilsit gedruckt und gelangten mit den Übersetzungen von Schillers „Tell“ und der „Jungfrau von Orleans“ durch Vincas Kudirka in das russische Litauen.

In diesem Zusammenhang ist es auch von Interesse, daß die Sonderrechte der deutschen Balten auf dem Gebiete des Schulwesens dazu führten, daß nach einer Statistik des Jahres 1903 auf dem deutschen Gymnasium in Mitau die Litauer 33,3 Prozent der gesamten Schülerzahl stellten, auf dem in Libau 25 Prozent, da sie hier der Russifizierung erheblich weniger ausgesetzt waren. Wir sehen also auch hier die Anbahnung kultureller Beziehungen.

Wir müssen uns zur Gewinnung einer historischen Perspektive für diese nationale Bewegung im russischen Litauen der weittragenden Anregungen erinnern, die von Bodmer, Herder, den Gebrüdern Grimm ausgegangen sind, und die überall den Sinn auf die Muttersprache, das Bodenständige, die Vorzeit und die

Kinderjahre der Völker lenkten. Es ist im Grunde die deutsche Romantik, von welcher die stärksten Anregungen für die junglitauische Bewegung ausgingen, und es ist die gleiche geistige Haltung, welche zu einer so herzlichen Anerkennung des litauischen Volksliedes in der deutschen Literatur führte. Die Übertragungen von Ruhig, Professor Kreutzfeld, von Herder, von Rhesa, der 33. Literaturbrief von Lessing, die Äußerungen Goethes, die Nachdichtungen Adalberts von Chamisso, von Franz von Gaudy, Wilhelm Jordan und manchen anderen waren damals den gebildeten Deutschen durchaus vertraut.

In Litauen selbst kommt es zu einer romantischen Verherrlichung der Vorzeit. Sie führt zunächst zu zahlreichen Übersetzungen der polnischen Romantik, da es eine eigene litauische Bildungsschicht zu dieser Zeit noch nicht gibt. Vor allem sind es die Kämpfe mit dem Deutschen Ritterorden, welche den Stoff abgeben. In dieser Literatur — denken wir etwa an Mickiewicz (Konrad Wallenrod), Garczynski, Kraszewski, Kondratowicz und andere, finden wir den Beginn jener Geschichtsauffassung, welche die Ordenskriege zu nationalen Auseinandersetzungen umdeutete, während sie, wie eingangs erwähnt, lediglich eine Fortsetzung der Kreuzzüge gegen ein heidnisches Land und zugleich Machtkämpfe darstellten: Bald sehen wir die Litauer mit der deutschen Stadt Riga gegen den Orden verbündet, bald Rigenser und Ordensritter im Kampf gegen die Litauer. Daß schließlich die Feindseligkeit der preußischen Städte und des preußischen Landadels die Hauptursache für die Katastrophe des Ordens in den letzten Entscheidungskriegen mit Polen-Litauen war, ist nicht weniger eine geschichtliche Tatsache, zumal diese Kämpfe in dem Augenblick ihren eigentlichen Sinn verloren, als Litauen zum Christentum übertrat (1387).

Aber gerade zu Beginn dieses 14. Jahrhunderts hören wir zum ersten Male von Deutschen, die von einem litauischen Fürsten zur Siedlung in seinem Lande aufgefordert werden. Es sind die berühmten Sendschreiben des Großfürsten Gedymin, der sich König nannte. Er hatte 1323 dem Papste freie Glaubensbetätigung für jedes Bekenntnis versprochen, Dominikaner und Franziskaner aus Sachsen zur Missionstätigkeit gerufen. Zugleich sind die Sendschreiben vom 26. Mai des Jahres an einige Hansestädte gerichtet. In ihnen lädt der Großfürst zur Siedlung ein:



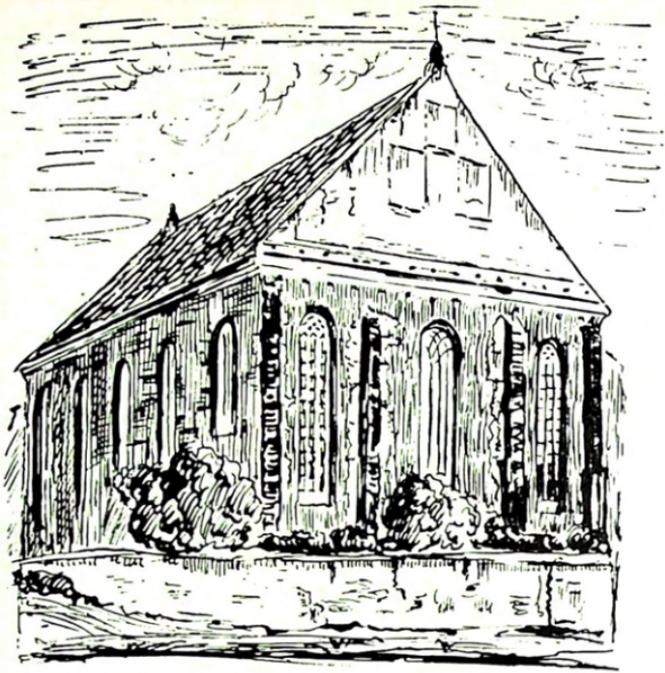
Großfürst Gediminas (1316—1341), der durch seine bekannten Sendschreiben vom 26. Mai 1323 die Besiedelung Litauens durch Deutsche einleitete.



Großfürst Vytautas, der Große genannt (1392—1430), unter dessen Herrschaft das Land eine bis dahin ungekannte Blüte erlebt, was sich auch auf die Weiterbesiedelung des Landes durch Deutsche segensreich auswirkte.

Kaufleute, Ritter und ihre Vasallen, weiterhin Handwerker: Mechaniker aller Art, Schmiede, Wagenmacher, Silberschmiede, Bäcker, Schuhmacher, Steinmetzen, Fischer, Personen, die mit der Salzzubereitung vertraut sind, und vor allem Bauern. Sie sollen mit ihren Frauen, ihren Kindern und ihrem Zugvieh frei ins Land einreisen und sicher sein vor jeder ungerechten Behandlung. Den Bauern wird eine zehnjährige Steuerfreiheit und allen das Rigaische Recht zugesichert.

Wenngleich der Erfolg dieser Sendschreiben nicht bekannt ist, so erkennen wir doch ein halbes Jahrhundert später eine intensive deutsche Siedlung in den litauischen Städten. 1387 gewährt Großfürst Vytautas die Selbstverwaltung des Magdeburger Rechtes der Stadt Wilna, 1391 Grodno und wenig später der Stadt Kauen. Als er im Jahre 1430 stirbt, hinterläßt er auch in



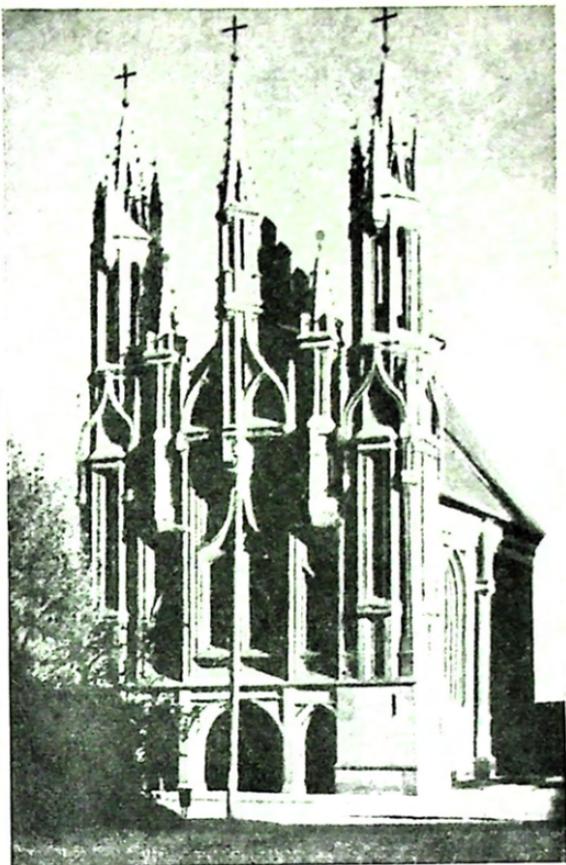
Die St.-Georgs-Kirche in Kauėn auf der Landzunge zwischen Memel und Wilija.
Zeichnung von H. H. Ernst

der Erinnerung der einheimischen Deutschen diese Zeit als die „goldene Zeit“ des Landes.

Auf kulturellem Gebiet werden die damaligen Beziehungen zu den deutschen Nachbarn vor allem durch die Kirchenbauten des Landes deutlich, die, wie die Backsteinbauten der gotischen Kirchen in Kauėn, fast alle zwischen 1400 und 1500 entstanden sind und sogar noch wie das Annenkirchlein in Wilna in das 16. Jahrhundert hineinreichen. Denn dieser gotische Stil kam aus Deutschland.

Die Rolle des spätmittelalterlichen Deutschtums in Litauen beleuchtet die Tatsache, daß wir ein halbes Jahrhundert nach dem Tode Vytautas deutsche Bürgermeister in Kauėn finden, so 1478 Paul Sebeneiche, 1479 Barnate, 1487 Jurgen Komerwow. Schon 1467 tritt ein deutscher Ratsherr, Merten Gehlen, auf, und bis zum Ende des Jahrhunderts sind nicht weniger als 22 deutsche

Das Annenkirchlein in Wilna. Der wunderschöne Bau übte auf jeden Betrachter einen so eigentümlichen Reiz aus, daß Napoleon I., als er auf seinem Zuge nach Rußland des Kirchleins ansichtig wurde, sich mit dem Gedanken trug, es abzutragen und in Paris neu errichten zu lassen.



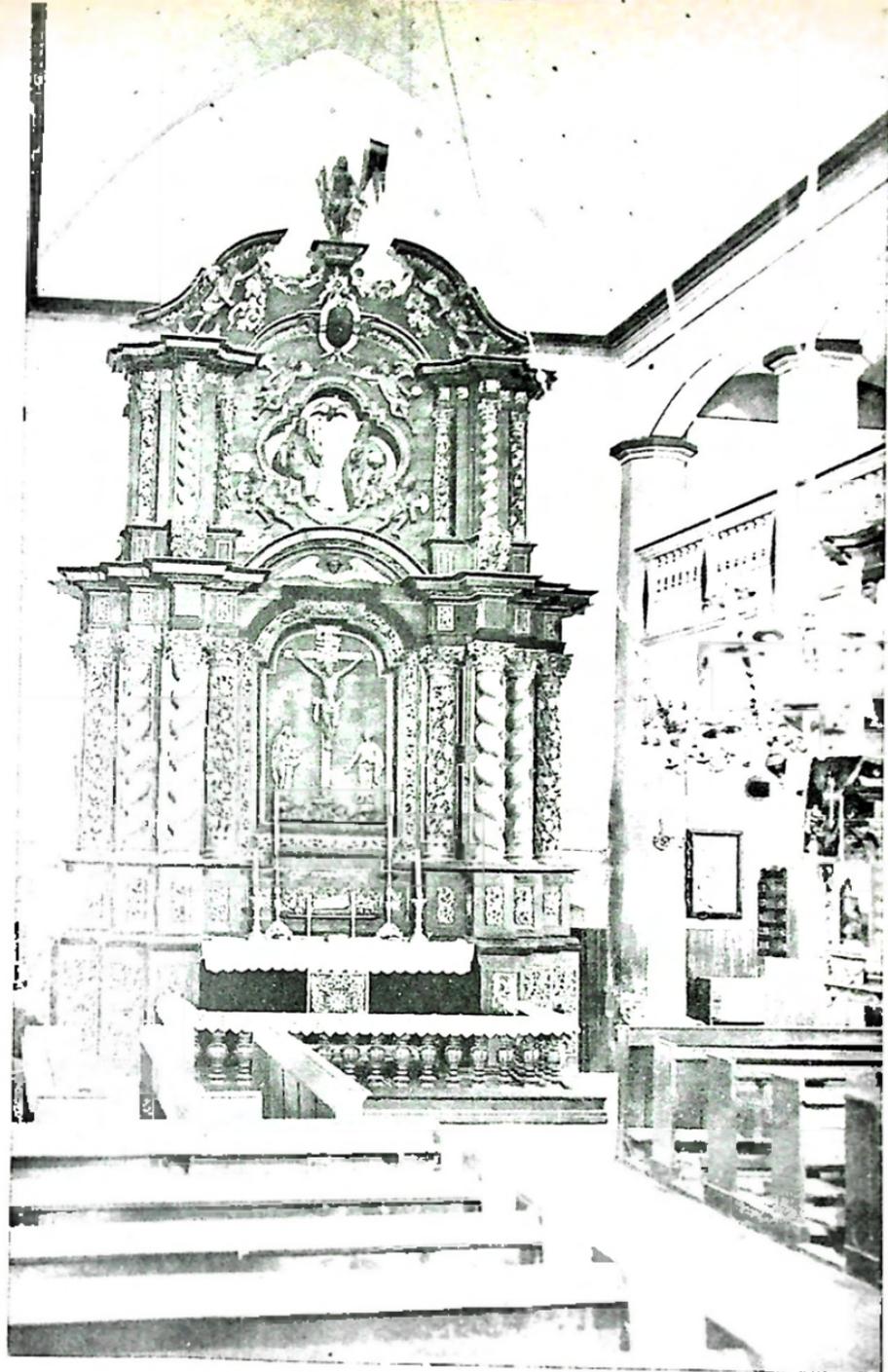
Ratsherren und Bürger namentlich verzeichnet. Daß für dieses einheimische Deutschtum allerdings auch die Gefahr der Litauisierung bestand, sehen wir an dem deutschen Vogt von Kauen, Wytling, der 1498 stirbt und dessen Söhne dann litauische Namen führen. Die Bedeutung der deutschen Sprache zu dieser Zeit erhellt eine Verordnung von 1476, nach welcher sich die Deutschen vor Gericht eines Dolmetschers zu bedienen hätten. Von einer deutschen Kirche in Wilna berichtet wenige Jahrzehnte später das Lübecker Ausgabenbuch der großen hansi-

schen Gesandtschaft, die durch Litauen nach Moskau reist: In der Wilde (Wilna) an den Vorsteher der Deutschen Kirche, an den Prediger daseibst und an die Gottesarmen insgesamt 7 Taler gegeben. — Da ein ganzer Ochse damals nur 5 Taler und 16 Groschen kostete, war dies eine erhebliche Summe.

Über die nach Litauen zugereisten Deutschen im 15. und 16. Jahrhundert berichten die Akten des deutschen Hansekontors in Kauen. Die deutsche Hanse betrieb damals einen ausgedehnten Handel in Litauen, der durch die politischen Verhältnisse begünstigt wurde: Im zweiten Thorner Frieden hatte Polen Westpreußen mit Danzig und der Marienburg erhalten. Die Stadt Kauen untersteht also seit diesem Jahre dem gleichen Herrscher wie Danzig. So sind es auch im wesentlichen Danziger Bürger, die den Kern des Hansekontors bildeten. Diese deutschen Kaufleute wohnten in eigenen „Höfen“, die sich heute nicht mehr feststellen lassen. So besaß 1467 der Danziger Bürgermeister Johann Angermunde zwei Höfe in Kauen, und noch dreißig Jahre später ist ein Hof im Besitz dieser Familie bezeugt. Natürlich führte die Handelseifersucht der einheimischen Kaufmannschaft vielfach zu Reibereien mit den Hanseaten und zu dem Bestreben, sie aus dem Handel zu verdrängen. Ebenso geht aus den Berichten hervor, daß gelegentlich Mitglieder des Kontors diesem aufsagten und Kauener Bürger wurden.

Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts und im 17. Jahrhundert geht eine neue Siedlungswelle nach Osten, und die seit Beginn des 16. Jahrhunderts in Polen und Litauen einsetzende Reformation verstärkt die weiteren kulturellen Beziehungen zwischen Deutschen und Litauern. Im Jahre 1544 hatte Fürst Albrecht von Brandenburg die Königsberger Universität gegründet. Im Bestreben, der Reformation eine weitere Ausbreitung zu ermöglichen, zog dieser Fürst auch junge Bojarensöhne aus Großlitauen an die Universität und gewährte ihnen Stipendien. Vor allem unter dem hohen und niederen Adel Großlitauens hatte die Reformation viele Anhänger, und in der Druckerei von Kedainen wurde eine ganze Reihe von reformierten Schriften von deutschen Druckern gedruckt.

Die Gegenbewegung gegen die reformierte Kirche beginnt 1576. Damals werden die Jesuiten aus Riga ins Land gezogen, Jesuitenkollegs werden gegründet — in Kauen zogen die Jesuiten



1642 ein —, und die Gegenreformation erfaßt allmählich das ganze Volk. In dieser Zeit des 16. und 17. Jahrhunderts entsteht der konfessionelle Gegensatz zwischen den katholischen Litauern und Polen und den evangelischen Deutschen. Dieser Gegensatz erhält sich bis in die jüngste Zeit und verbindet sich mit den nationalistischen Strömungen des 19. und 20. Jahrhunderts, so daß nach dem Wiedererstehen des litauischen Staates das Verhältnis zwischen den Litauen-Deutschen und Litauern hierdurch verschiedentlich getrübt wird.

Bis zu den polnischen Teilungen tritt das einheimische Deutschtum in Litauen wenig hervor. Über die Ev.-lutherische Trinitatiskirche zu Kauen 1683—1933 verdanken wir Pastor Joh. Wischeroopp eine gute Darstellung. Im 19. Jahrhundert erfolgt eine stärkere Einwanderung von Deutschen. Sie spiegelt sich auch in den Gründungsjahren der evangelischen Kirchen wider, obwohl die evangelischen Gemeinden sicher auf ein höheres Alter zurückgehen. 1714 wurde die Kirche von Kedainen, 1821 die von Schoden erbaut. Die große deutsche Wirtschaftskrise in den vierziger Jahren ruft dann eine verstärkte Einwanderung hervor: Mariampol 1841, Taugoggen 1844, Neustadt 1845, Prienai 1847 und Schaulen 1851. Aus den sechziger Jahren stammen die deutschen Kirchen von Rossiény, Wyschtyten, Schwekschny, Wilkowschken, aus den siebziger und achtziger Jahren endlich die von Schakiai, Wirballen, Batokiai und Georgenburg. —

Ich komme zum Schlusse. Es wurde versucht, die Beziehungen von Deutschen und Litauern an Hand der Quellen in einem kurzen Überblick zu schildern. Aus der Art des überlieferten Schrifttums erklärt es sich, daß das hier gezeichnete Bild teilweise allzu stark von den Schatten politischer Gegebenheiten verdunkelt wurde. Eine Begegnung auf menschlicher Basis gewährt uns zweifellos ein anderes Bild, das zeigt uns gerade die Entwicklung des 20. Jahrhunderts.

Die deutsche Besetzung des Landes führte eine Reihe deutscher Dichter im Soldatenrock nach Litauen, es seien hier nur Oskar Wöhrle, Herbert Eulenberg und Richard Dehmel genannt. Wer die Veröffentlichungen dieser Dichter oder etwa das große Bilderwerk von Struck und Eulenberg über Litauen oder die Bände der damals erschienenen „Zeitung der X. Armee“ heute durchblättert, wird erstaunt sein über die Fülle herzlicher Sympa-



Eine Aufnahme von großem Seltenheitswert. Kaunas am 23. Juni 1941. Vor 24 Stunden ist der Krieg zwischen Deutschland und der Sowjetunion ausgebrochen, die ersten Brände walzen sich durch die Stadt.

thien, die damals deutscherseits dem litauischen Menschen, auch dem Bauern und der litauischen Volkskultur, entgegengebracht wurden. Es ist eine Literatur, die viele Bände füllt, und es wäre unrecht sie zu vergessen, denn die gleichen Sympathien brachte auch der einfache deutsche Soldat mit nach Hause.

Die letzte Entwicklung nach Neugründung des litauischen Staates 1918 führt schon in die Gegenwart. Sie bedeutet mit ihren auf der politischen Ebene ausgetragenen Gegensätzen zwischen beiden Staaten einen schmerzlichen Rücktritt auch für die Volksstimmbeziehungen, wenngleich nicht vergessen werden darf, daß gleichzeitig, jenseits aller Politik, sowohl auf wissenschaftlichem wie auf künstlerischem Gebiete die Verbindungen nicht abrisen, sondern sich sogar vielfach enger gestalteten. Gerade hieraus ergibt sich die Lehre, daß man niemals die Haltung eines Volkes mit der seiner Regierung identifizieren darf. Die Jahre nach dem deutschen Zusammenbruch haben uns gezeigt, wie über alle Gegensätze hinweg immer wieder das Menschliche



Deutscher Ehrenfriedhof in Kauėn während des 1. Weltkrieges. Heute eingeebnet.

zum Durchbruch kam. Es geht dies aus allen Berichten über Begegnungen Deutscher und Litauer in russischen Konzentrationslagern hervor, es zeigte sich in der Aufnahme und Versorgung der nach Litauen gefluchteteten Ostpreußen und nicht zum wenigstens in der Verpflegung deutscher Kriegsgefangener im russischen Gefangenenlager in Schaulen, von der ein Deutscher schrieb: „Die Litauer sind unser Rotes Kreuz.“

Vielleicht mußte erst eine gemeinsame Not über zwei Nachbarvölker kommen, damit der Begriff der Nachbarschaft im alten Sinne wieder in ihnen lebendig wurde als das Verhältnis gegenseitiger Hilfeleistung in Fällen der Not und des Unglücks.

Vier Tage Begräbnis

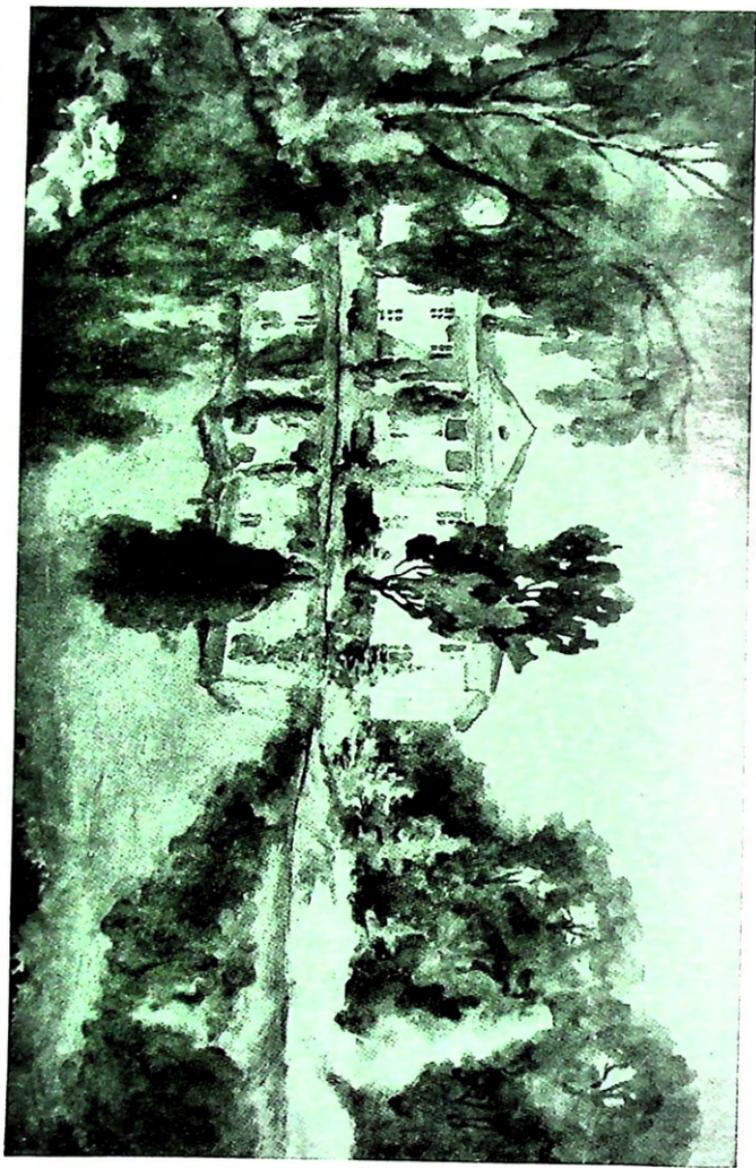
Unsere ländlichen Begräbnisse dauerten in der Regel drei bis vier Tage. So lange hielt man die Totenwache. Verwandte und Bekannte eilten von weither, um dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen und die Hinterbliebenen durch wehmütige Kirchentlieder, die fleißig gesungen wurden, zu trösten. In den Nachmittagsstunden, vorwiegend vor Sonnenuntergang, begrub man den Heimgegangenen.

F. I.



Burg Raudone am Ufer der Memel. Im 14. Jahrhundert erbaut.

Aquarell von H. H. Ernst



Malerische Partie im Botanischen Garten in Keuen.



Der Botanische Garten in Kauen

Zu den Sehenswürdigkeiten in Kauen gehörte vor dem letzten Kriege und gehört noch heute der in Freda auf dem linken hohen Ufer der Memel jenseits der Eisenbahnbrücke gelegene botanische Garten, der Botanikas Sodas der Litauer. Vor mir liegt ein im Jahre 1958 in litauischer Sprache erschienener Wegweiser für die Umgebung von Kauen — Kauno apylinkes — der auch mehrere Photos aus dem botanischen Garten enthält. Freda, so heißt es darin, *cia butinai reikia aplankyti botanikos soda* — hier muß man unbedingt den botanischen Garten besuchen —. Dies war auch vor dem letzten Weltkrieg der Fall. Auch damals gehörte der Besuch des botanischen Gartens zum Programm aller die damalige Hauptstadt Kauen besuchenden Exkursionen. Der botanische Garten gehörte damals der Universität Vytautas des Großen, heute gehört er dem Biologischen Institut der Akademie der Wissenschaften der LSSR.

Als im Jahre 1922 die Universität in Kauen gegründet wurde und bald darauf der Verfasser zum Professor für systematische Botanik berufen wurde, stellte sich die aktuelle Frage der Gründung eines botanischen Gartens, mit dessen Leitung und Organisation er ebenfalls beauftragt wurde. Für die Gründung des Gartens waren mehrere Gesichtspunkte maßgebend. Einerseits brauchte man für den Unterricht in der Botanik einen Garten, in dem das nötige Pflanzenmaterial kultiviert wurde, andererseits aber auch einen Garten, in dem wissenschaftliche Arbeiten, die über den Rahmen der Universität hinaus für das ganze Land von Bedeutung waren, durchgeführt wurden. Hierzu gehörte die Einführung, Introdution neuer Pflanzen, Zierpflanzen, technisch wichtiger Pflanzen, Arzneipflanzen und Obstbäume. Außerdem sollte der Garten eine Bildungsstätte für

Schulen und sonst botanisch Interessierte im ganze Lande sein, ein lebendes Museum der Pflanzenwelt, in dem jeder Belehrung und Anregung schöpfen konnte.

Nach unendlichen Laufereien und Besprechungen in den Behörden, gelang es, beim damaligen Landwirtschaftsminister Aleksa die Übergabe des dem Staate gehörenden Gutes Freda zu erwirken, in dessen Hauptgebäude sich eine Gartenbauschule befand. An den botanischen Garten fiel der ganze alte Guts-park, ein Teil der Wälle der früheren russischen Festung Kowno und die Felder zwischen der zum botanischen Garten führenden, später Botanikos Prospektas genannten Straße und dem Technikos Prospektas, der jetzt in Grybausko-gatve umbenannt worden ist.

Die offizielle Gründung des Gartens mit gleichzeitiger Grundsteinlegung des Gewächshauses fand im Sommer 1923 im Beisein des damaligen Staatspräsidenten Stulginskis, der Professorenschaft und anderer geladener Gäste statt. Damit hatte Litauen einen botanischen Garten. Allerdings war es nicht der erste im Lande, denn schon die alte Universität Wilna hatte einen solchen, der Ende des 18. Jahrhunderts vom berühmten französischen Botaniker Gilibert gegründet wurde. Dieser Garten ging jedoch ein und nach dem Ersten Weltkrieg wurde in einem Vorort von Wilna, Zakret, ein neuer gegründet. Da Wilna zwischen den beiden Weltkriegen zu Polen gehörte, fiel dieser botanische Garten für die unabhängige litauische Republik weg. Der botanische Garten in Freda begann also zu arbeiten. Zunächst mußte das nötige Personal beschafft werden. Dieses bestand aus Gärtnern, die früher auf Gütern gearbeitet hatten, zum andern aus Absolventen der Gartenbauschule. Zum Garteninspektor oder — wie er genannt wurde — zum „gelehrten Gärtner“ wurde der Reichsdeutsche Karl Meissner gewonnen, der jahrelang am botanischen Garten in St. Petersburg-Leningrad gearbeitet hatte und der, da er in Lodz geboren war, polnisch und russisch sprach und sich so mit den litauischen Angestellten verständigen konnte, bis er das Litauische erlernt hatte. Als später Herr Meissner zurücktreten mußte, wurde ein Assistent, Herr Kuprevicius, für den wissenschaftlichen Teil angestellt. Herr Meissner hatte große Verdienste um den Garten, er legte eine große Pflanzensammlung an und lernte das

Personal, das noch nie in einem botanischen Garten gearbeitet hatte, zur Arbeit in einem solchen an.

Die der Universität übergebene Fläche des früheren Gutes Freda betrug 76 Hektar. Ein Teil davon, und zwar der alte Gutsпарк mit vier Teichen und den Festungswällen, bildete den eigentlichen Garten, während der Rest für die Versuchsfelder benutzt wurde. Dazu kamen Wirtschaftsgebäude mit Stallungen, Remisen usw. hinzu, so daß ein ganzer Gutsbetrieb entstand. Da es nicht möglich war, die ganze Fläche auf einmal zu bearbeiten, wurde der Garten alljährlich um ein Stück vergrößert, der Rest mit Hafer besät, mit dem die sieben Pferde des Gartens gefüttert wurden. Mit diesen Pferden wurde der Garten bearbeitet. In den Wohngebäuden befanden sich Wohnungen für den Direktor des Gartens, die Angestellten, das botanische Institut und ein botanisches Museum. Garten und Institut bildeten eine Einheit. Hier mußten die Pflanzensammlungen untergebracht werden.

Ein Teil der lebenden Pflanzen wurde durch Kauf in Deutschland erworben. Eine große Sammlung erhielt der Garten als Geschenk vom botanischen Garten in Berlin-Dahlem. Ein großer Teil wertvoller Pflanzen wurde auch von verschiedenen anderen botanischen Gärten in Königsberg, Breslau, München, Kopenhagen u. a. geschenkt. Die meisten Pflanzen aber wurden aus Samen gezogen, die man im Austausch von anderen botanischen Gärten erhielt.

Alljährlich versandte der botanische Garten ein Verzeichnis der bei ihm geernteten Samen ins Ausland und auch an Liebhaber im Inlande, insgesamt an gegen 150 bis 200 Adressen, und erhielt dafür die Samenlisten der entsprechenden Gärten. Im Jahre 1930 wurden gegen 12 000 Samenpakete versandt, darunter auch an Gärten in außereuropäischen Ländern, wie Japan, Australien, Saigon, die Bermudas, die Vereinigten Staaten, die Mandchurei u. a. So gelang es im Laufe einiger Jahre, Samen von einer stattlichen Anzahl von Pflanzen zu erhalten. Wieviele Pflanzenarten das Samenverzeichnis des botanischen Gartens in Kauen enthält, ist nicht mehr bekannt, die Gesamtzahl der Pflanzen betrug im Jahre 1930 5000 und wurde jährlich vergrößert. Alle Pflanzen im botanischen Garten trugen ein Etikett mit dem lateinischen Namen und — soweit möglich —

auch mit dem litauischen. Der Verfasser erinnert sich noch gut an das allgemeine Staunen bei der Gründung des Gartens: jede Pflanze trägt ja ein Etikett mit ihrem Namen!

Die zweite große Aufgabe bei der Anlage der Pflanzensammlungen war der Bau von Gewächshäusern für die Pflanzen, die überwintert werden mußten. Jahrelang hatte man nur ein einziges Gewächshaus, in dem Pflanzen der verschiedensten Klimata — der Tropen, der Subtropen, der Wüste usw. — kultiviert wurden. Daß sie darunter leiden mußten, war klar, doch ließ sich kein Geld zur Vergrößerung der Gewächshäuser auf-treiben. Der Leiter des Botanischen Gartens hatte deswegen einen schweren Kampf mit der Regierung und insbesondere mit der Staatskontrolle zu bestehen. Schließlich wurden dann ein Warmhaus mit Wasserbecken und ein Haus für Kakteen gebaut, so daß man einigermaßen arbeiten konnte. Kurz vor dem Zweiten Weltkriege kamen dann noch ein Palmenhaus, ein großes Kalthaus und einige kleinere Gewächshäuser hinzu, in denen eine Pflanzensammlung aus den Gewächshäusern des Gutes Kretinga untergebracht wurde.

Ein Plan für den botanischen Garten, der die Freiland-Anlagen umfaßte, wurde vom Gartenarchitekten Raut in Hannover angefertigt, der vor dem Kriege in Riga gearbeitet hatte und daher die klimatischen Bedingungen von Kauen gut kannte. Dieser Plan diente dann, mit einigen Abänderungen und Ergänzungen, als Grundlage bei der Anlage des Gartens.

Der stark verwilderte Gulspark mußte gesäubert werden, dann erst traten eine Reihe seltener Bäume zum Vorschein — eine Platane, eine pyramidenförmige Eiche, eine Roßkastanie mit gelben Blüten und andere mehr. Ein japanischer Gingko-Baum wurde aus dem Park von Raudondvaris gebracht, was nicht leicht war, da seine Höhe sechs Meter betrug. Auch sonst wurde die Kollektion von Gehölzen erweitert, die ein Arboretum bildeten, das alljährlich vergrößert wurde.

Weitere Anlagen waren ein Systematikum, d. h. eine Sammlung von Pflanzen nach Familien geordnet, dann auch eine Sammlung technischer und Arzneipflanzen mit Angaben über ihre Verwendung. Weiter war eine morphologisch-biologische Abteilung da, in der u. a. die verschiedenen Arten der Bestäubung, der Verbreitung der Samen und Früchte und der ver-

schiedene Bau der Blüten gezeigt wurde, außerdem ein Steingarten beim Gewächshaus, dem nachher ein anderer auf den Festungswällen folgte, eine Sammlung schon blühender Pflanzen in verschiedenen Sorten, wie Rosen, Flieder und Gladiolen. Eine besondere Abteilung bildete eine große Sammlung einjähriger Pflanzen.

Jedes Jahr wurde der Garten erweitert, neue Abteilungen wurden angelegt und die bestehenden vergrößert. In einem besonderen Laboratorium arbeitete ein hierfür bestellter Assistent, Dr. Minkevicius, jetzt Professor der Botanik an der Universität in Wilna. Im Institut befanden sich eine Bibliothek, Laboratorien und Herbarien. Das botanische Museum enthielt zahlreiche Objekte aus der Pflanzenwelt. Eine Zeitschrift — *Scripta horti botanici* — enthielt rein wissenschaftliche Arbeiten und wurde im Austausch an andere botanische Institute versandt.

Da in Litauen der Anbau von Arzneipflanzen aktuell wurde, aber auch andere Nutzpflanzen eine Rolle spielten, wurde außerhalb des eigentlichen botanischen Gartens ein Versuchsfeld für solche Pflanzen angelegt, dem der damalige Assistent K. Grybaskas vorstand. Dieser wurde nach der Abreise des Verfassers zum Direktor des botanischen Gartens ernannt. Nach seinem Tode wurde die damalige langjährige Assistentin Lukaitiene Direktor des botanischen Gartens.

Auf dem genannten Versuchsfeld wurden zahlreiche Arzneipflanzen angebaut und deren Samen und Abieger an Interessenten abgegeben. Auch wurden in Zusammenarbeit mit dem Tabakzüchterverein in Litauen zahlreiche Tabaksorten ausprobiert. Dabei wurde festgestellt, daß einige rotblühende Tabaksorten, die für Zigarren und bessere Zigaretten verwendet werden konnten, gut gediehen, obwohl nach der bisherigen landläufigen Meinung hier nur die gelbblühenden Machorka-Tabake gedeihen konnten.

Dann wurde eine Hopfenplantage angelegt, später die Sojabohne kultiviert. Wobei es sich herausstellte, daß von 70 Sorten dieser Pflanze nur eine einzige im Klima von Litauen gut gedieh. Ein Ergebnis, das mit einem analogen Versuche in Wilna übereinstimmte. Daraufhin wurde die Frage aufgeworfen, ob es möglich sei, diese Soja im großen anzubauen und daraus

zum Beispiel ein Morgengetränk für die Armee zu bereiten; eine Frage, für die sich damals, vor dem Kriege, verschiedene Organisationen — war es die Parama oder der Pienocentras — interessierten.

Die peruvianische Blasenkirsche mit kleinen süßen Früchten, die an Rosinen erinnern, wurde im Lande mit dem Erfolg verbreitet, daß sie an einigen Orten auf dem Markte zu haben war. Versuche mit der Akklimatisation von Obstbäumen wurden angestellt, und auch Weinreben ließ man aus dem Auslande kommen, von denen einige Sorten — als Spalier gezogen — im kalten Klima von Kauen gut gediehen.

Da die Erträge dieser Versuchsfelder verkauft und die Erlöse in die Staatsbank eingezahlt wurden, hatte der botanische Garten recht hohe Einnahmen zu verzeichnen, im Gegensatz zu den übrigen Instituten der Fakultät, die nur Geld kosteten und dem Staat nichts einbrachten.

So wurde der botanische Garten in Kauen schließlich zu einem kulturellen und wissenschaftlichen Faktor im Lande, der nicht übersehen werden konnte. Hier wurden reine Wissenschaft und zugleich Praxis betrieben. Man stand mit der Presse in gutem Einvernehmen, in der periodisch Neuigkeiten über den botanischen Garten mitgeteilt wurden, wie z. B.: „Die *Victoria regia* blüht“, oder „der indische Lotos“ oder „die Königin der Nacht“, worauf sich ganze Prozessionen zum botanischen Garten in Bewegung setzten. An Sonntagen war der Garten das Ziel zahlreicher Besucher. In einem auf der Insel des größten Teiches gelegenen Pavillon befand sich eine Erfrischungsgaststätte; man kam, um die Pflanzen anzusehen, um zu spazieren. Auf einem der Wirtschaftsgebäude nistete ein Storchpaar, auf den Teichen schwammen Schwäne und in einer Umzäunung gab es Rehe. Es blühten die Rosen und zahlreiche Zierblumen im Garten, eine Kakteensammlung, zahlreiche Palmen und andere tropische Gewächse schmückten die Gewächshäuser; Nutzpflanzen sah man hier, den Kakao- und den Kaffeebaum, Bananen, Vanille, dann fleischfressende Pflanzen, Orchideen und Farne. Im Wasserbassin schwammen die ungeheuren Blätter der *Victoria regia*, es blühten Lotos und bunte Wasserlilien und im Aquarium schwammen tropische Fische, während am Boden Schildkröten gemächlich herumspazierten.

Es gab immer etwas zu sehen, etwas zu bewundern im botanischen Garten, im Botanikos Sodas, der Universität Vytautas des Großen.

Nicht wenig Mühe und Anstrengungen hatte der Verfasser durchzumachen, um dieses alles zu erreichen. Wenn jetzt die kommunistische Regierung den Garten weiterführt und auf die hier durchgeführten Arbeiten stolz ist — das Fundament zu allem diesem wurde schon vor dem letzten Weltkriege zur Zeit der unabhängigen Republik Litauen geschaffen.



Litauische Kollfladen

Vier Eier werden mit 100 g Zucker, dem man eine Messerspitze Zimt und eine Prise Salz beigegeben hat, gut verrührt und allmählich etwa 500 g Mehl und 1 Liter Milch unter ständigem Rühren dazugetan. In der Pfanne, in der die Fladen gebacken werden sollen, hat man 200 g Butter schmelzen lassen und dem Teig beigemengt. Nun gießt man den Teig haardünn in die noch heiße, fette Pfanne, bäckt ihn von einer Seite, wölbt ihn auf und läßt ihn aus der Pfanne auf einen angewärmten Teller gleiten. Da der Teig sehr fett ist, braucht man dazu kein weiteres Backfett. So bäckt man einen Rollfladen nach dem anderen — immer nur auf einer Seite — und ist eingemachte Preiselbeeren dazu.

Litauische Kohlrouladen

Ein Kopf Weißkohl wird entblättert, die dicken Rippen werden aus den großen Blättern herausgeschnitten und die Blätter heiß überweilt und ausgekühlt. Sie werden dann flach ausgebreitet und mit einer Farce gefüllt, die man aus je einem Teil rohem, durch die Maschine getriebenen Fleisch und körnig gekochtem Reis, reichlich gehackten, ausgebrateten Zwiebeln, mit Salz und Pfeffer gewürzt, hergestellt hat. Nachdem die Blätter zusammengerollt sind, gibt man sie in ein geeignetes Geschirr, das mit Speckscheiben ausgelegt wurde. Das ganze wird mit dünner saurer Sahne, der man etwas Tomatenpüree unterzogen hat, aufgegossen, und die Rouladen werden zugedeckt gar geschmort. Man richtet jede auf einer Speckscheibe an und übergießt sie mit der eingekochten, durchgesehenen Sauce.

Kisell aus Moosbeeren (Kliukwa)

Man streicht 500 g Moosbeeren durch ein Sieb, gießt 1 Liter Wasser hinzu, kocht diese Flüssigkeit auf und süßt nach Geschmack. Für etwa 2 Liter Saft rührt man 60 g Starkemehl mit etwas Wasser an, gibt es unter ständigem Rühren hinzu und kocht den Kisell auf kleiner Flamme klar. Dann läßt man die Speise in einer Schüssel auskühlen und ist sie mit kalter Milch.

Unsere Oma erzählt . . .

Bei uns zu Haus war das so: Wenn einer was konnt, denn konnt er es! Und denn brauchd er auch keine Papiere oder Dokumenten nich. Wir kannten ihm ja! Un wer kennt heute wem?

Wenn der Polsterer Ernst — so hieß er nämlich — e Ssofke oder e Kuschettkke gemacht hat, denn war auch Seegras oder Ferdshaar drin un nich bloß Hed; un wenn der Schuster Franz — so hieß wieder der — Stiefel speilte, denn war e lederne Bandsohl drin un nich e Stück Pappke. Das waren ebend meistrawe Menschen, die keine Papiere nich nötig hatten, weil sie was konnten.

Hier haben wir uns e Haus'che gebaut, e Siedlungshaus'che. Architekt un Inschenier un Meister un Polier haben herumgemurkst, un nu rieselt die Tink un die Stukkatur von Wänd und Deck. Was nutzt, wenn die Kommission hinterher feststellt, daß sie eins zu zwölf genommen haben, wo eins zu sechs hädd sollen sein? Pappke un nich Leder, Hed un nich Ferdshaar! Oder Inschenier- un Architekten-Patent haben sie alle!

Das war noch unterem Zar. Da lebdt in Schanzen der Albert Wegner. Er war Schlosser un bei 'em Schmidt in 'e Fabrik auf Arbeit. Finger hädd er wie e Schraubstock, un die Haut auf 'e Finger wie e Raspel. Er stammd aus Schaken, wo er bei seinem Opa feldschern gelernt hädd. Un nach Feierabend hat er denn in Schanzen Menschen kuriert. Kamst zu ihm, so begrüßd er dich meist so:

„Ich bin der Doktor Eisenbart
kurier die Leut nach meine Art!“

Schränk standen bei ihm alle Wänd voll, un wo noch Platz war, hädd er e Brett zschwischengeklemt un so e Politschke gemacht — un alles voller Flaschen un Puschkes. Un das roch wie in der Apthek. Un ganz eingalsch, was häddsd, er kuriert alles: E Geschwür unterem Arm? — ritsch, ratsch! schnitt er es auf; e Ros ins Gesicht? — pliksch, plakscht! Saib rauf, un schon war

sie weg; e wchem Zahn? — hingekuckt, welche Größ, ran an 'e Politschke, wo die Zangen lagen — ruck, zuck! raus war der Zahn! Es gab keine Krankheit nich, wo er nicht gekuriert hädd. Da kam der Krieg, der Erste Weltkrieg. Hals über Kopp mußden wir Deitsche ins Innere von Rußland. Aber es dauerte nich lang, un die Deitsche, die richtige Germanzes, eroberten Kowna, un da war auch unser Onkel Wegner wieder in Schanzen. Er war e reicher Mann: fimf Häuser gehörten ihm; zwei sogar zweistöckig. Un das, in dem er wohnte, war von außen mit Spundbretter schön verschalt. Wegners wohnden links, un rechts wurd die Wohnung beschlagnahmt. Un ausgerechent e Doktor vons Lazarett kam da wohnen.

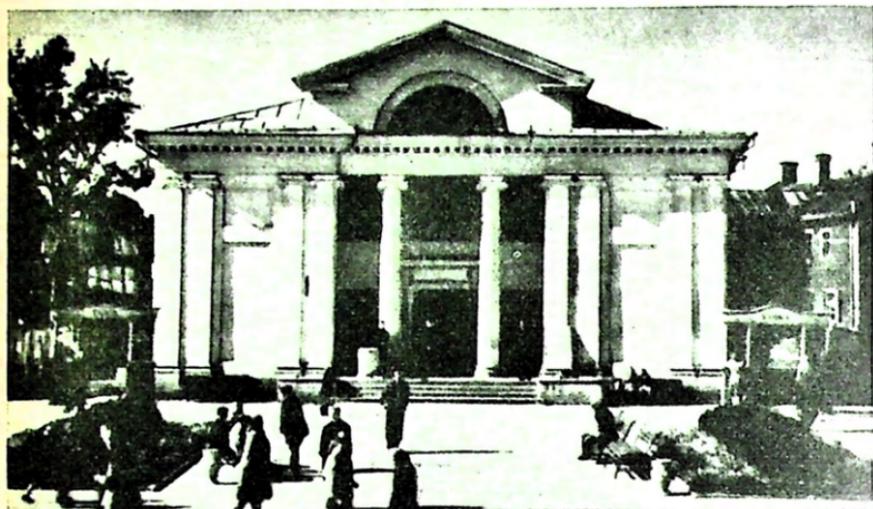
„Nanu?“ dachd der Doktor, „e Kolleg von mir?“ Bekuckt sich dem Onkel Wegner von oben bis unten, von unten bis oben, schüttelt mit dem Kopp, schlackert mit die Ohren und sagt: „Wo haben Sie denn studiert, Herr Wegner?“

„Ich? Studiert? Ach ja, bei meinem Opa!“

Ein Wort hin, ein Wort her, un dem Doktor wolld nicht in Kopp rein, daß einer was kann, wenn er es kann!

Feldschandarmes kamen ins Haus, beschlagnahmten, versiegelten, un dem Onkel Wegner wurd streng verboten, einem anderen Menschen auch nur e Mitesser aus 'es Gesicht zu drücken. Zwei Wochen später kriegt der Doktor Schmerzen in 'e rechte Seit. Er bleibt im Bett liegen, un eh der Bursche von 'em Doktor sich besinnt un Rat schafft, is zu spät. Es kommen zwei Doktorsch aus 'es Lazarett, untersuchen, sprechen lateinisch, un was is? Blinddärmelentzündung! Ins Lazarett bringen, geht nicht mehr, is gefährlich; operieren geht auch nicht mehr; warum, weiß ich nich, aber es geht nich. Die Frau vom Doktor wird aus Deutschland herausgerufen. Kommt. Heult wie nichts Gutes, denn sie muß sich, wie die Doktorsch sagen, auf 'em Tod von ihrem Mann einstellen

Ich bitt Euch! Stellt Ihr Euch emal auf 'em Tod von e liebem Menschen ein! Alles Redensarten! Die Frau wuit, jammert, bricht sich die Finger. Noch eine Nacht, un denn müßd e Wunder geschehn, wenn der Doktor am Leben bleiben soll. Auch die Frau weiß es, denn sie versteht sich auf Krankheiten — war selbst e barmherzige Schwester oder so, eh der Doktor sie geheirat hädd. Sie pflegt auch jetzt ihrem Mann.



Litauen, wie es sich dem heutigen Betrachter präsentiert

Das neuerbaute Kino „Taika“ (Frieden) auf dem ehemaligen Marktplatz in Kauen-Schanzen. Es steht ungefähr an der Stelle, an der früher das Kino „Lira“ gestanden hat. Das Bild hat einiges mit unserer Oma-Erzählung zu tun. Rechts vom Kino steht das „zweistockige, sogar mit Spundbrettern verkleidete“ Haus von Onkel Wegner, in dem sich einst abspielte, wovon unser nebenstehender Bericht erzählt. Vieles hat sich auf diesem Platz verändert, links und rechts mußten Häuser weichen, aber Onkel Wegners spundbretterbewehrtes Haus steht auch heute noch.

Kurz un gut: Der Onkel Wegner reißt das Siegel von einem Schrank, nimmt dies und nimmt das, stellt e Topp mit heißes Wasser auf 'e Pliet, un die Frau Doktor is ihm bei alledem zur Hand. Was sie da machden, ich weiß es nich, bloß der Doktor rappelt sich auf un wird gesund!

Un wie er von die ganze Geschichte erfährt, bestellt er sich Onkel Wegner, schickt ihm hierhin un dorthin, un denn erhält Onkel Wegner e Bescheinigung, daß er Wundarzt is — mit e rundem Stempel: „Militärverwaltung Ober-Ost-Sanitätsabteilung.“

Bloß die Bescheinigung konnt sich Onkel Wegner einrahmen: Nach ganz kurze Zeit erkrankd er an Typhus, un was nich alles der Doktor auch machd, es half nuscht nich . . . Wär Onkel Weg-

ner nich ausgerechent selber krank gewesen, er hädd sich selbst geholfen, denn wir alle wußden, daß er konnt, was er konnt — auch ohne Bescheinigung!

*

Bei so e Sauwetter wie jetz, is am besten, ins Stubche zu hucken. Der Himmel is beschworken; es gießt in Striemen, oder es kommt e Husch gefegt, daß es nur so pladdert. Was Wunder, wenn sich verkühlst. Und dann drippelt aus 'e Nas wie aus 'e Regenrinn. So e Lungenentzündung fackelt nich lang, un mit 'e kranke Plauz is nich zu spaßen.

Hier in Deitschland kommst gleich ins Spital. Bei uns in der alten Heimat wurd erst zu Haus kuriert, un wenn nichts nich half, dann kamst in letzter Minut ins Spital, un dann war meist auch aus.

Dem Kaulmann seine Alte kriegd Lungenentzündung. Na, was! Die Petereitsche wurd geholt und stelld Bankes.

Bankes? Ei nanu! das sind Schröppköpp: kleinike, rundinke Gefäßchens aus Glas mit 'e dickem wulstigem Rand. Die Gläserchens kommen in heißes Wasser, werden abgetrocknet, e Wattenbausch in Spiritus getunkt, angesteckt, die Flamm rein in 'e Banke, un denn die Banke rauf auf 'e kranke Stell. Die Bankes saugden sich vielleicht fest! Un so suckelte sich an diese Stell auch das kranke Blut fest. Auf 'em Puckel un auf 'e Brust warst mit blaue Flecken übersäht, wie wenn sich einer geramascht hädd. Un hat sich mal wo einer geramascht un blaue Flecken abgekriegt, dann zergden wir ihm: „Hast Bankes gekriegt?“

Wenn was bei Lungenentzündung helfen konnt, denn nur Bankes! War bestimmt, daß einer stirbt, dann helfd kein Singen und kein Beten.

Oder wo war ich stecken geblieben? Richtig! bei 'e Kaulmannsche. Also die Kaulmannsche kriegd Bankes. Bloß die helfden man nichts nich, wie schien. So spannd der Kaulmann seine Kobbel vor 'em Schlitten, un los ging es nach Mariampol ins Spital.

Der Kaulmann war e meistrawer Mensch — er verstand sich auf 'es Tischlern. Wie er zurückkam, machd er sich ans Meistern, un in zwei Tag war e Sarg fertig. Aus 'e Blechpuschke von Zuckerkes schnitt er e schönes Kreuz un zwei Palmwedel, un diese nagelte er ans Sarg.

Bloß die Kaulmannsche husd ihm was! Sie starb nich! Die Bankes mußden doch geholfen haben. Un da ging es dem Kaulmann auf 'es Gemüt, daß er auf ihrem Tod kwanzweis gelauert hädd. Von nun an schlief er in 'em Sarg auf 'e Lucht, wo er ihm versteckt hield. Oben auf 'e Lucht hädd er seine Meistere, un keiner nich durfd da rauf, das war wie e Heiligtum . . .

Im Herbst darauf, wie die Ernte eingebracht un gut ausgefallen war, setzten sich die Mannspersonen zusamm un sofften. Un wie sie so mittenmang bei 'es Saufen waren, dermahnten sie sich, daß der alte Kaulmann fehlen tat. Zwei Dreibastige — Grigo-leits Franzke un der alte Buschatzki — gingen ihm holen. Ohne zu sackeln, kroffen sie gleich auf 'e Lucht. Mit eins sehen sie e Sarg, un in dem Radau erwacht der Kaulmann, un da sehen sie e Gestalt aus 'em Sarg sich erheben. Plaukscht! kippt der Franzke der Läng lang hin un bleibt auf 'e Diel liegen. Un das Traurige von die Geschicht war, daß er auch nich mehr von allein aufstehn konnt, denn er war mausetot.

Was haben sie nich mit ihm angestellt! In e Laken gelegt un geschaukelt, wie man das mit e Ertrunkenem macht. Gerüttelt un geschüttelt haben sie ihm, wie wenn man e Besoffenem aufmuntern tut. Un zuletzt haben sie ihm sogar Bankes gestellt. Aber was nutzen schon Bankes für e Totem?! Sagden wir nich schon immer von e Sach, die nichts nich nutzen un helfen konnt: „Das hilft, wie für e Totem Bankes.“

++++++

Die zerfägte Geige

Die deutschen „Tillmanns“-Werke in Kauon, die vor dem ersten Weltkriege nich nur das größte Unternehmen in Litauen waren, sondern sich auch durch ein vorbildliches soziales Klima auszeichneten, stäteten alljährlich für die Kinder ihrer Betriebsangehörigen ein reichbesichtigtes Weihnachtsfest aus. Das Programm war natürlich im wesentlichen auf das Publikum der Kleinen abgestellt, da aber auch die Eltern dabei waren, mußte auch ihnen etwas geboten werden. So trat einmal — es wird um das Jahr 1912 gewesen sein — auch ein Geigenolist auf. Das war nun wieder nichts für die Kleinen, sie begannen zu schnattern, langweilten sich oder schliefen ein. Als der Geiger an eine Pianissimo-Stelle kam, bei der der Bogen nur noch hauchleise über die Saiten strich, erklang, deutlich und vernehmbar, aus den Reihen der Zuschauer die Stimme eines etwa vierjährigen Festteilnehmers: „Mamma, wenn der Mann seinen Kasten durchgesägt hat, dürfen wir dann nach Hause?“

Aus der Geschichte **T**AUROGGENS

Am 30. Dezember 1812 trafen sich in der Mühle von Dalianen bei Poscherun, etwa 5 km westlich des Städtchens Tauroggen, der preußische General Yorck und der russische General Diebitsch, ein Deutschbalte übrigen, und schlossen ein Abkommen, laut dem das preußische Armeekorps, das Yorck befehligte und mit dem er im Verbands der „Großen Armee“ Napoleons den Rußlandfeldzug mitgemacht hatte, sich ungehindert über die preußische Grenze zurückziehen konnte. Die „Konvention von Tauroggen“ leitete die Erhebung Preußens gegen Napoleon ein und gewann dadurch weltgeschichtliche Bedeutung.

Als Yorck und Diebitsch sich in der „Mühle von Poscherun“ begegneten, waren sie Gäste eines Deutschen, denn die an der Berse gelegene Mühle befand sich schon seit 1765 in deutschen Händen. Auch in den Dörfern ringsum und auf den einzelnen Höfen saßen deutsche Familien und in dem Flecken Tauroggen gab es zahlreiche deutsche Handwerker. Die schmutze evangelisch-lutherische Kirche, die sich etwas abseits des großen Marktplatzes erhob, war sogar schon 1766 erbaut worden, und zwar auf besonderen Befehl des Königs Friedrichs II. von Preußen. General Yorck mag gar nicht gewußt haben, daß er sich hier auf einem Boden befand, der erst 19 Jahre vorher an Rußland abgetreten worden war. Denn Tauroggen war zweimal Besitz der Hohenzollern.

Wir hören zum ersten Mal am 24. Juni 1567 von der Herrschaft Tauroggen; Jan Szemet, Kastellan von Schemaiten, Sohn des Besitzers derselben, unterzeichnete an diesem Tage die Urkunde über die Gründung einer evangelisch-lutherischen Gemeinde. Er überließ derselben zwei Hufen Ackerlandes, auf welchen Kirche und Pfarrhaus erbaut werden sollten, und bestellte zur Bedienung des Pfarrers und zur Bebauung des Pfarrlandes vier Scharwerker aus dem Dorfe Butkehlen, die zugleich auch

Pferde zu stellen hatten. Die Untertanen der Herrschaft Taugoggen, welche außer dem Gutshofe, dem Flecken und einer Anzahl Dörfer auch ein großes Waldgebiet umfaßte, sollten dem Pfarrer 20 Groschen jährlich je Hufe zahlen und ihm verschiedene Naturalien liefern. Auch ein Witwensitz für die Pfarrerswitwen wurde errichtet sowie ein Hospital für Kranke und Arme und schließlich eine Schule. Der Schulmeister wurde der Aufsicht des Pfarrers unterstellt. Als erster evangelischer Pfarrer wird Tomas Rydonski, zweifellos ein Pole, genannt.

30 Jahre später, 1598, wandte sich der Gründer der Taugoggener Gemeinde, Jan Szemet, an den Administrator des Herzogtums Preußen, den Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach, und bot ihm die Herrschaft Taugoggen zum Kauf an. Er war in wirtschaftliche Schwierigkeiten geraten, zumal er einen Teil Taugoggens beim Tode seines Vaters seiner Schwester und deren Mann hatte überlassen müssen. Der Markgraf, ein sorgsamer Landesvater, der Preußen für seinen geisteskranken Vetter, Herzog Albert Friedrich, mit aller Umsicht und Sparsamkeit verwaltete, schickte zunächst eine Kommission nach Taugoggen, die sich an Ort und Stelle davon überzeugen sollte, ob es sich lohne, die Herrschaft zu erwerben. Der Bericht, den die Mitglieder der Kommission an den Markgrafen richteten, rühmte den guten Boden, den Fischreichtum der Jura und der anderen Gewässer, den Wildreichtum des großen Waldgebietes. Vor allem aber, so meinten die Kommissionsmitglieder, seien die Einwohner der Herrschaft Taugoggen evangelisch-lutherisch, Jan Szemet aber Katholik, und der Markgraf könne durch den Ankauf des Gutes „viel Seelen erretten.“ Nun hatte Jan Szemet zwar die evangelisch-lutherische Gemeinde begründet, muß aber selbst später während der Gegenreformation zum alten Glauben zurückgekehrt sein. Da aber zu jener Zeit die Untertanen in Glaubensdingen ihren Herren zu folgen hatten, so wird Jan Szemet von seinen Bauern verlangt haben, daß auch sie wieder katholisch würden.

Der Markgraf Georg Friedrich konnte sich zum Kauf Taugoggens nicht entschließen. Er ließ es zunächst als Pfandbesitz durch den preußischen Kanzler Christoph von Rapp erwerben und durch einen deutschen Amtmann, Andreas Fabritius, verwalten. Erst im Januar 1601 kam der Kaufvertrag mit Jan Szemet zustande —

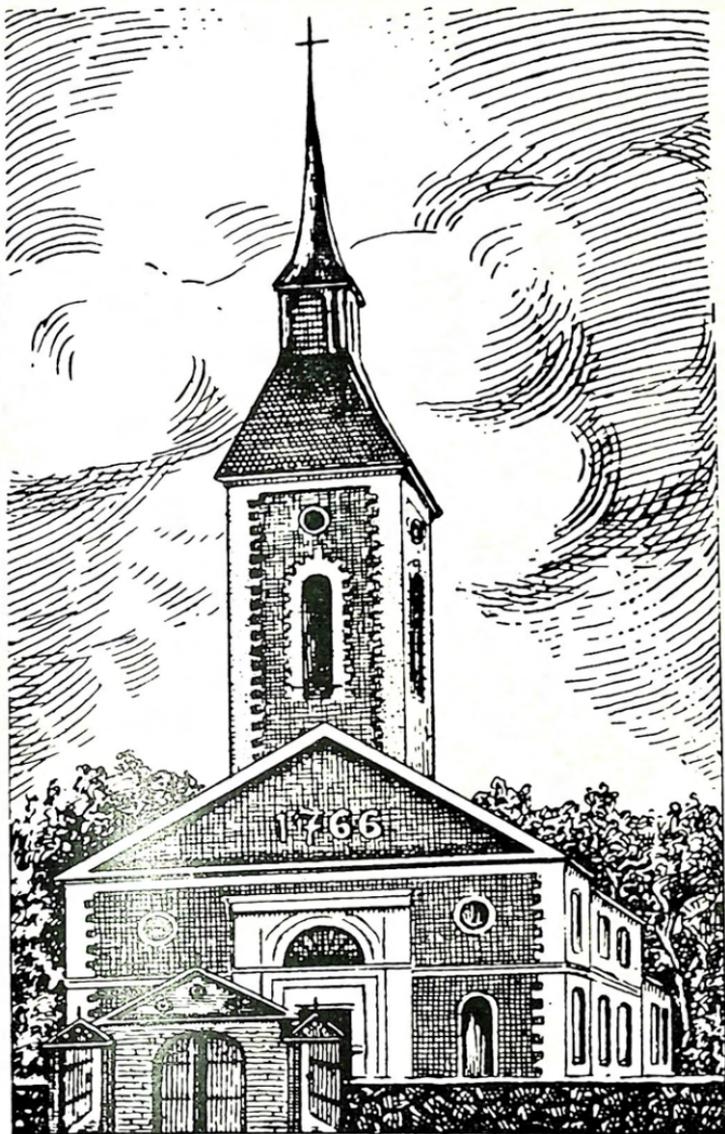


Standort der historischen Poscheruner Mühle bei Tauroggen mit dem Yorckdenkmal.

und damit war die Herrschaft Tauroggen, mit Ausnahme des der Schwester Szemets gehörenden Teiles, zum ersten Mal in brandenburgisch-preußischen Besitz übergegangen. 1611 konnte auch dieser Teil in Pfandbesitz genommen und 1616 käuflich erworben werden. Ein herzoglich preußischer Amtmann verwaltete die Herrschaft. Schon vier Jahre später verschrieb Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg sie einem seiner Kammerjunker und 1639 wurde sie an diesen verkauft. Sie wanderte dann von einer Hand in die andere, bis 1655 der Fürst Janusz Radziwill, litauischer Großfeldherr, das Anrecht auf Tauroggen um 80 000 Gulden erwarb. Allein, auch er behielt sie nicht lange, sondern verpfändete sie. Seine Enkelin Luise Charlotte Radziwill heiratete ein Vierteljahrhundert später den jüngsten Sohn des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, den Markgrafen Ludwig, und sie war es, die auf Anregung ihres Schwiegervaters die inzwischen ziemlich verwahrloste Herrschaft zurückgewann und sie am 15. März 1688 zum Zeichen ihrer Dankbarkeit an den „Durchlauchtigsten Fürsten

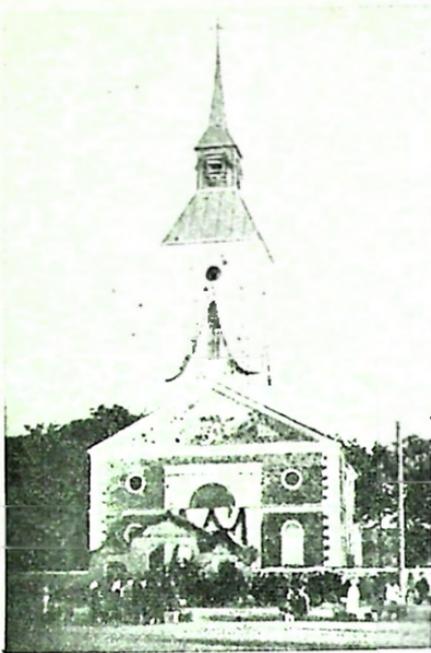
und Herrn, Herrn Friedrich Wilhelm, Markgrafen und Churfürsten zu Brandenburg, meinen hochgeehrten Herrn Vater und die nachfolgenden Churfürsten zu Brandenburg" verschenkte. Damit war Taugoggen abermals in brandenburgisch-preußische Hand gekommen. Schon 1690 befahl der Erbe des Großen Kurfürsten, Friedrich III., seit 1701 erster König von Preußen, die Einrichtung einer geregelten Verwaltung, die Unterstellung unter die Oberaufsicht des preußischen Hauptamtes Ragnit und die Wiedereinführung des evangelischen Gottesdienstes. Dafür sollte der preußische Verwalter einen Schuppen herrichten lassen, und der Pfarrer von Wilkischken im benachbarten preußischen Grenzland sollte alle drei Wochen herüberkommen und den Gottesdienst in litauischer Sprache abhalten. Als Entgelt sollten ihm 30 Gulden in bar sowie Roggen, Hafer und Gerste aus den Erzeugnissen des Gutes zur Verfügung gestellt werden.

Die Sorge für den evangelischen Gottesdienst klingt auch aus der Instruktion für den preußischen Rat Johann Reyer in Königsberg, die diesem mitgegeben wurde, als er nach Taugoggen geschickt wurde, um hier die Verwaltung nach preußischen Grundsätzen einzurichten. Sie hat sowohl Friedrich I., wie Friedrich Wilhelm I. und dessen großen Sohn Friedrich II. nie verlassen. Denn Taugoggen war für die preußischen Könige ein rechtes Sorgenkind: der Nordische Krieg und die Große Pest von 1709 nahmen es hart mit, 1733 brach der Polnische Erbfolgekrieg aus, und wiederum hatten die Taugoggener Einquartierung zu erleiden. Die Grenzstreitigkeiten mit den benachbarten polnischen Großgrundbesitzern zwangen die preußischen Verwalter immer wieder zu Klagen vor dem Landgericht in Raseinen, und einer von ihnen, Michael von Puttkamer, ficht 1713 den König an, er möge ihn abberufen: er wolle lieber im schwersten Gefängnis sitzen, als weiterhin sich in Taugoggen abzuplagen und täglich mit den polnischen Nachbarn „undisziplinierte Conversation“ zu führen. Erst seit 1723 kam allmählich Ordnung in die Verhältnisse. Ein tüchtiger preußischer Verwalter, Christian Lehmann, brachte das Gut und die beiden Vorwerke Poscherun und Sauskojen in die Höhe, sorgte dafür, daß die verödeten Bauernhöfe mit neuen Siedlern besetzt wurden und ließ die evangelische Kirche, die es im 16. Jahrhundert gegeben haben muß, neu errichten. Lehmann scheint es auch



Die evangelisch-lutherische Kirche in Taugrogen.

Zeichnung eines unbekanntem Künstlers



Im ersten Weltkrieg wurde Tauroggen fast völlig zerstört. Wie durch ein Wunder war die evangelisch-lutherische Kirche in ihren Grundmauern stehengeblieben. Der Kirchturm allerdings war der Kriegsfurie zum Opfer gefallen. Unter unsäglichen Opfern ging die völlig verarmte Gemeinde daran, ihr vom großen Preußenkönig stammendes Gotteshaus neu herzurichten. Nach rund 20 Jahren war es soweit. Die girlandenumkränzte Kirche auf unserer Aufnahme vermittelt ein Bild von den Einweihungsfeierlichkeiten am 25. September 1938.

gewesen zu sein, der zuerst einen ständigen evangelischen Pfarrer, Theodor Sackersdorff, nach Tauroggen berief und ihm die Mittel für den Lebensunterhalt bereitstellte. Aber der Siebenjährige Krieg machte alles wieder zunichte, Durchmärsche und Einquartierungen russischer Truppen brachten allerlei Schäden mit sich, und als 1763 der Friede geschlossen war, mußte in vielem wieder von vorn begonnen werden. Insbesondere die Gebäude hatten sehr gelitten, das alte und das neue Gutshaus in Tauroggen — das alte stammte noch aus der ersten preußischen Zeit — mußten repariert werden, und die lutherische Kirche wurde jetzt erneut, allerdings in Holz aufgebaut. König Friedrich der Große stellte dafür Mittel aus seiner Privatschatulle zur Verfügung, da der Verwalter der Herrschaft sich dazu außerstande sah. Schon vor dem Siebenjährigen Kriege waren auch preußische Siedler über die Grenze nach Tauroggen gekommen und hatten sich hier niedergelassen. Insbesondere



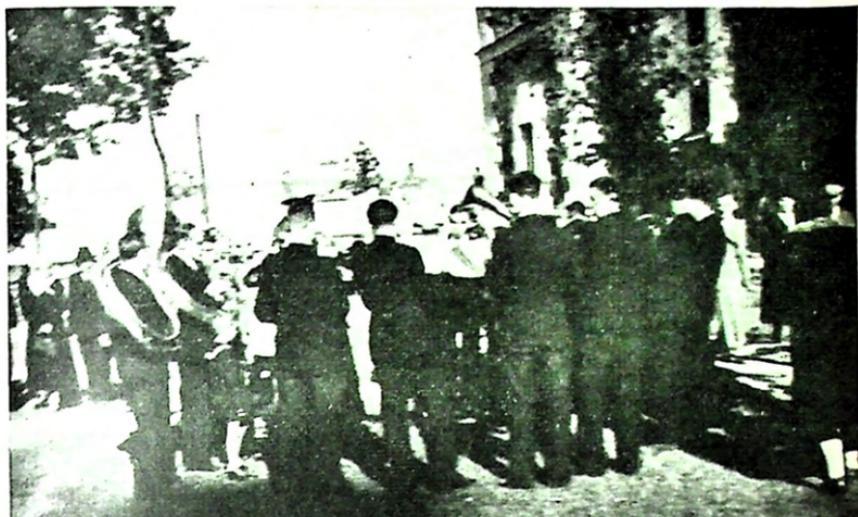
Der Kirchenchor der Gemeinde Taugoggen während der Einweihungsfeier am 25. September 1938.

in Taugoggen selbst und in dem erst 1653 erstmals genannten Dorf Meldigwirschen saßen viele Deutsche. Der Müller von Datianen war seit 1705 stets ein Deutscher, von den fünf Krügen, die es in der Herrschaft gab, waren alle in deutscher Hand. In einem Verzeichnis der Einwohner der Herrschaft Taugoggen für die Jahre 1779-1786 werden einschließlich des Pfarrers und des damaligen Amtmanns Gottlieb Dreßler 119 deutsche Namen genannt; davon entfallen 50 auf das Städtchen Taugoggen selbst. Vor allem waren die Handwerker — Fleischer, Schmiede, Tischler, Drechsler, Töpfer, Schneider, Schuster—Deutsche, die in der Zeit seit 1690 allmählich von Preußen her eingewandert waren.

Zeitweilig warf Taugoggen nicht nur den jeweiligen Verwaltern und Pächtern, sondern auch dem preußischen Staat einigen, wenn auch bescheidenen Gewinn ab. Indes hatte man sich schon 1744 mit der Absicht getragen, die Herrschaft zu verkaufen. Friedrich der Große hatte sich schließlich dagegen entschieden. Sein Neffe, Friedrich Wilhelm II., aber tauschte in dem Vertrag zu Grodno vom 25. September 1793, der die zweite Teilung

Polens besiegelte, die Herrschaft Taugoggen und das ebenfalls dem Hause Brandenburg-Preußen gehörige Serrey gegen einen Gebietsstreifen an der südpreußischen Grenze ein. Am 3. August 1794 wurde es offiziell von dem Kreishauptmann von Raseinen übernommen, wobei ausdrücklich freie Religionsausübung für die Untertanen beider Herrschaften zugesichert wurde. Freilich ergaben sich schon sehr bald Übergriffe, so daß die Taugoggen sich mehrmals, und noch Jahre später, klagend an den König von Preußen wandten. Am 1. Juni 1795 wurde die dritte Teilung Polens zwischen Rußland, Preußen und Österreich beschlossen. Damit fiel Taugoggen an Rußland. Der letzte preußische Amtmann, Gottlieb Dreßler, verließ erst jetzt Taugoggen, das die Zarin Katharina II. ihrem Leibarzt Kruse schenkte. Dieser übermachte es seinem Schwiegersohn, dem Obersten Albrecht, der es 1806 an den Grafen Platon Subow verkaufte. 1841 erwarb es Zar Nikolaus I., der es 1846 dem Präsidenten des russischen Reichsrates, dem Fürsten Ilarion Wassiltschikow, schenkte, in dessen Familie es dann geblieben ist.

Das deutsche Leben konnte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts weiter entfalten. Auch die Kirchengemeinde wuchs. Taugoggen war Muttergemeinde für die Orte Kelmy, Neustadt, Raseinen, Schillelen, Georgenburg und Schwiren. 1863 wurden in Taugoggen und seinen Filialgemeinden zusammen ungefähr 3 500 Deutsche gezählt, 1910 war die Zahl weiter gestiegen und saßen im Kirchspiel Taugoggen allein 4 000 Deutsche. Während der deutschen Okkupationszeit im Ersten Weltkrieg konnten in Taugoggen und Meldigwirschen deutsche Volksschulen eröffnet werden. Nach der Errichtung des Staates Litauen am Ausgang des Ersten Weltkrieges hatte das Deutschtum in Taugoggen mancherlei Bedrängnisse zu bestehen: die Volksschulen in Meldigwirschen und Taugoggen wurden geschlossen. Der amtierende Pfarrer Wiemeris in Taugoggen wurde der Anstoß zu dem großen Kirchenstreit innerhalb der evangelischen Kirche Litauens in den Jahren 1925-1932. Und schließlich brach der Zweite Weltkrieg über Taugoggen herein, das als Grenzstadt in den Kämpfen 1941 und 1944 auf das Schwerste gelitten hat. Hunderttausenden deutscher Soldaten, die zum Einsatz an der Ostfront oder zum Urlaub nach Deutschland reisten, wird der Name Taugoggen die Erinnerung an die hier aufgebauten



Der Posaunenchor von Neustadt/Tauroggen bei der Einweihungsfeier am 25. 9. 1938.

Barackenlager wecken. Damals waren die Deutschen der kleinen Stadt und ihrer benachbarten Dörfer bereits umgesiedelt. Als beim Rückzuge der deutschen Truppen erstmals ein sowjetischer Panzer Ende Juli 1944 nach Tauroggen hineinschoß, da wurde damit eine lange und bewegte Geschichte deutschen Lebens und Schicksals abgeschlossen, von der einiges hier erzählt worden ist.

Hochzeitsbräuche

Eine Hochzeit galt bei uns als ein Fest für alle. Die Kindtaufe war ein Fest für Verheiratete und Großeltern. Noch um 1880 wurde ein Hochzeitsfest eine ganze Woche lang gefeiert, später begnügte man sich mit drei Tagen. Eine deutsche Hochzeit unterschied sich augenfällig von einer litauischen. Heiratete eine deutsche Bauerntochter, so mußten die Platzmeister die Musikanten bezahlen. Die Braut schmückte ein Myrtenkranz, die Brautmädchen und Platzmeister hielten sich ein Myrtensträußchen mit weißer Schleife an die Brust. Anders war es bei den litauischen Nachbarn. Die Braut trug einen Rautenkranz (*rutu vainikas*), der Brautwagen eine Rautenkette und das Brautgefolge, Männer wie Frauen, war an einem Rautensträuß zu erkennen. Die Frau des litauischen Brautwerbers — man hieß sie „svocia“ — mußte für den letzten Hochzeitsschmaus und sonstige Geschenke sorgen. Diese Sitte kannte man noch vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges.

F. L.



Pastor Albert Hirsch zum Gedächtnis

Auf meinem Schreibtisch steht ein Bild in Postkartenformat: Gruppenbild der zweiten Klasse im Staatlichen Gymnasium zu Mariampol aus dem Jahre 1922. Das Angesicht eines Mitschülers von insgesamt 41 Klassenfreunden setzt mein Gedächtnis blitzschnell zurück in einen sonnigen Tag, den 1. September 1921, als wir nach bestandenen Eintrittsexamen in einem Raum beisamenseßen und in Parallelklassen eingeteilt, das heißt, unter die Absolventen der 1. Klasse aufgeteilt werden sollten. Mein Name wird aufgerufen und mir ein Platz zum Hinausgehen mit anderen in eine bezeichnete Klasse angewiesen. Da streckt mir stürmisch und herzlich ein neben mir sitzender Junge seine Hand entgegen: „Ich heiße Albert Hirsch und freue mich, daß Du da bist. Ich hörte: Du kommst in unser Gymnasium. Nun bin ich nicht mehr allein.“ Mit seiner kräftigen, gesunden blühenden Gestalt stellt er sich neben mich und tritt auf die mir bedeutete Stelle, in eine bestimmte Bankreihe, die zur Aufnahme einer gewissen Schülerzahl ausersuchen war. Lehrer Dailide tut verwundert: „Hirsch, wo gehen Sie hin?“ Albert im Nu schlagfertig: „Zu meinem Freund in die andere Klasse.“ Sein Lehrer bestürzt: „Einen guten Schüler lasse ich nicht gehen. Ihr Freund kommt in meine Klasse.“ Freudestrahlend gehen wir beide zurück, damals noch nicht ahnend die durch diesen Zwischenfall begründete lebenslängliche Freundschaft; kindlich dankbar diesem verständnisvollen aufgeschlossenen Lehrer, der uns nebeneinander dieselbe Bank drücken ließ und nach meinem dreijährigen Intermezzo auf dem Gymnasium in Schaken wiederum in seine Obhut nahm, damit er die beiden „untrennbaren Vettern Hirsch und Wagner“ beisammen hätte. Diesen Verwandtschaftsgrad hatte uns das Lehrpersonal gegeben, uns beiden nicht Blutsverwandten und dennoch so auffällig Verbundenen.

Albert Hirsch entstammte einer angesehenen bemittelten Bauernfamilie, die aus der Gemeinde Seirijai (Serrey) in den Kreis Schaken gezogen war, wo er am 27. Oktober 1908 im Dorf Janukischken das Licht der Welt erblickte. Nach dem Besuch der deutschen Volksschule in Pilwischken bezog er das Gymnasium in Mariampol und erwarb dort im Juni 1928 das Reifezeugnis. Vor dem Abitur schon stand sein Entschluß fest, Theologie zu studieren und Pastor zu werden. In seinem ausgeglichenen Wesen waren auf glückliche Weise zwei Temperamentsfäden verwoben: zu der würdigen, achtunggebietenden Ruhe ein gesunder Sinn für Humor, der weit über die engeren konfessionellen Schranken hinwegreichte. Ob es harmonische Komponenten waren aus Seirijai, von wo aus über seine Eltern beide evangelische Glaubensrichtungen — die lutherische und die reformierte — in sein Herz flossen und ihn wohl auch mitprägten? In Seirijai bestand seit 1584 aus der Zeit des Fürsten Nikolaus Radziwill des Roten (Rufus) eine reformierte Gemeinde und eine lutherische Filiale, die sich erst 1851 konstituierte. Das Nebeneinander dieser beiden Gemeinden weckte

eifrigen Tatwillen für die Kirche, wie auch sein Vater im Kirchenvorstand in Pilwischken bis zur Umsiedlung regsam mitwirkte. Albert bezog aus dieser Seelenwurzel seine Nahrung, derer er in seinem Wirken als Seelsorger dereinst bedürfen sollte.

Als Absolvent der evangelisch-theologischen Fakultät Kauen wurde er 1932 in der Kirche zu Tauroggen zum Pastor ordiniert und in die Pfarrstelle Batoken eingewiesen. Sein Dienstauftrag war, hauptsächlich als Adjunkt von Pastor Wiemer sen. in der größten Gemeinde in Litauen, in Tauroggen, mitzuwirken. Sein durch ein Lungenleiden angegriffener Gesundheitszustand konnte auf die Dauer solche Strapazen nicht ertragen und über einen Zwischenaufenthalt in Schillalen kam er an die kleine Stadtgemeinde in Ponewesch, wo er bis zur Umsiedlung segensreich diente und nach der Rückkehr 1943 sich unverzüglich daran machte, die Einströmenden wiederum durch das Wort Gottes dort am Orte und in Pilwischken und Mariampol zu sammeln. Wohl durch ein früheres Gemeindeglied denunziert, wurde ihm das Ausüben seines Seelsorgeamtes untersagt, worunter er unbeschreiblich litt, aber auch für die Freiheit des Evangeliums unverzagt stritt. Deswegen hat er sich in den Herzen seiner Kirchentreuen ein unzerstörbares Denkmal gesetzt.

Kaum waren die Leute aus den Transportzügen 1941 in ein Barackenlager im Wartheland gekommen, läßt Pastor Hirsch an einem Sonntag ein Spritzenhaus kurzerhand vom Gerät räumen, zieht den Talar an und predigt. Von Sonntag zu Sonntag kommen immer mehr zum Gottesdienst, zu denen sich auch der Lagerführer im Hintergrund gesellt, um den „komischen Kerl“ zu hören. Dieses Hören muß Frucht getragen haben, denn ohne einen Verweis wurde ihm durch denselben Beauftragten die Seelsorge unbehindert „gestattet“, ein merkwürdiges Gegenstück zu dem ungerechten Vorkommnis in seiner ehemaligen Gemeinde Ponewesch. Bereits in den dreißiger Jahren gingen in den Gemeinden die durch die chauvinistische Litauergruppe der Srovininkai entzündeten Flammen ab und an hoch. In Pastor Hirsch besaß die Gemeinde einen Seelsorger, der aus seinem Herzen keine Mordgrube machte, die Empörung nicht tief innen verbarg, sondern unerschrocken und mannhaft das unchristliche Treiben dieser Bewegung geißelte. Das ungnädige Geschick wollte es, daß in Gegenwart hoher Würdenträger aus dem Konsistorium seine Gemeinde Batoken sich zur Wehr setzen mußte. Litauische glaubensstarke und sangeskraftige Männer und Frauen ließen durch ununterbrochenes stundenlanges Singen einen Senior nicht zu Worte kommen. Als einer von den Zugewandten eine Frau das Gesangbuch entreißen wollte und dabei ein Blatt beschädigte, saß zielgenau auf dem „Dez“ ein wuchtiger Schlag. Die ortsfremden Beschützer prasselten mit ihren Stöcken in die Menge hinein und erteten Beulen, Schrammen und Hinauswurf. Diese unwürdige Szene löste den Gottesdienst zwar auf, grub jedoch den kirchenfremden Geistern das Wasser ab. Bis dahin sollte es freilich für jedes Kirchenvorstandsmitglied, einschließlich des unbeteiligten Pastors, noch eine Verwaltungsstrafe von einigen Hunderten Lit, wahlweise Arrest, geben. Pastor Hirsch, bestürzt durch die Entweihung des Gottesdienstes, faßte sich und erklärte seiner Gemeinde, daß er bei möglicher Bestätigung der verhängten Strafe durch ein Gericht sich für Verbüßung derselben im Arrestlokal entschieden hätte. Damit bekam der Ortpolizist eine harte Nuß zu knacken. Er schüttete sein Herz seinen Vertrauensleuten offen aus: Bis jetzt hätte er in Ver-



Pastor
Albert Hirsch

wahrung Betrunkene, Diebe und anderes derartiges Gelichter gehabt, aber noch keinen Pastor. Wo könnte er diesen standesgemäß unterbringen? Doch nicht in der Kartoffelkammer, die als Arrestlokal für die „Ortssünder“ diente? Wenn doch der evangelische Pastor nicht käme ... Er schätzte ihn sehr und hätte überhaupt nichts gegen ihn einzuwenden. Er verstünde nicht, was in der evangelischen Kirche geschehe ...“ Ein Mitglied des Kirchenvorstandes erreichte durch den ihm bekannten Geschäftsführer der Litauischen Nationalisten (tautininkai) die Aufhebung dieser Strafe. Beim Verhör durch die Polizei bewies u. a. ein evangelischer Litauer, daß ihm sein Bekenntnis lieber war als Parteiumtriebe. Auf die Frage des Beamten: „Hirsch? Hirsch? Habt ihr Euren Pastor von Berlin bezogen?“ — gab der Tapfere die schlaue Antwort: „Unser Pastor stammt aus dem Kreis Schaken. Der hohe Herr müßte eigentlich wissen, ob Schaken bei Berlin oder in Litauen liegt. Ubrigens spricht unser Seelsorger besser litauisch als ich und predigt klar, verständlich.“ Dieser Kampf um reine, nicht politisch

gefärbte Verkündigung des Evangeliums verhand Prediger und Gemeinde zu einer Gemeinschaft um Christus, die zeitlos ist und nach dem Ableben des Seelsorgers zum Vermächtnis sich verdichtet: Gedenket an Eure Lehrer, die Euch das Wort Gottes gesagt haben; Ihr Ende schauet an und folgt ihrem Glauben nach. Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit. Hebr. 13, 7 u. 8. Die Treue im Dienst und die Anhänglichkeit an seine Gemeindeglieder verband Pastor Hirsch mit Liebe zu seinen Eltern und seinen sechs Geschwistern. Unersetzlich war ihm der Verlust seiner ihm durch den Tod entrissenen Mutter. Den Tod seines jüngsten Bruders Paul überwand er nur schwer mit christlicher Gewißheit. Hier lasse ich ihn selbst sprechen durch eine Karte, sein letztes mir zugegangenes Lebenszeichen, aus Altlande, Kreis Briesen, Westpreußen, vom 25. Dezember 1944: „Schmerzlichen Dank für das mir ausgesprochene Beileid. Heute erhielt ich die fast unfaßbare Nachricht, daß mein Bruder Paul in Petrikau, Generalgouvernement, am 2. Dezember von einer Granate verwundet, am 3. Dezember nachmittags im Feldlazarett in Petrikau verstorben ist. Am 5. 12. wurde er auf dem Petrikauer Heldenfriedhof zur letzten Ruhe beigesetzt. — Er war im 19. Lebensjahre. Am 29. November war sein letzter Brief geschrieben, in dem er bittet, daß der Vater um ihn sich keine Sorgen macht und daß Gott ihm, die richtige Stelle gesund zu erreichen, gibt. Ich danke Gott, daß ich ihm vor einem Jahr, bevor die deutsche Kirche in Litauen völlig untersagt wurde, in der Konfirmation in Pilwischken den christlichen Dienst erweisen konnte. Er ist nun bei dem, dem er sich verschworen hat. Mit besten Grüßen Dein betrübter Freund Albert Hirsch.“ Die Wogen der anbrandenden Flut aus dem Osten rissen uns nun für eine längere Zeitspanne auseinander und setzten dem Leben von Pastor Hirsch 22 Monate nach dem Heimgang seines Bruders das Ziel. Sein 38. Geburtstag wurde ihm zum Eingang in das ewige Reich. Von verantwortungsvoller Hand ging mir durch seinen Bruder Richard aus Kanada folgender Bericht über seine Beerdigung zu.

„Belgard, den 2. November 1946

Sehr geehrter Herr Hirsch!

Ihr lieber Sohn, der Pastor Albert Hirsch, ist in Jaasde am Montag, dem 27. Oktober 1946, morgens 3 Uhr, von Gott in seine Ewigkeit gerufen worden. Wir haben ihn auf dem Friedhof in Jaasde am Mittwoch, dem 30. Oktober d. J., nachmittags 3 Uhr, beerdigt. Ich weiß, welch einen Schmerz ich Ihnen und den Ihrigen mit dieser Nachricht bereite, aber ich weiß aus den Erzählungen der Freunde Ihres Sohnes, daß Sie ganz geborgen in Gottes Gehorsam und Gnade sind und daß Sie die Glaubensgewißheit haben, unser Sohn und Bruder hat nun überwunden Kreuz, Leiden, Angst und Not, durch Jesu heilige Wunden ist er versohnt mit Gott; er lebt in Gottes Frieden. Was braucht es dann mehr Worte, um Sie zu trösten? Ihr Sohn hat seine Krankheit, wie mir gesagt wurde, mit wunderbarer Glaubenskraft getragen und die Entscheidung über Leben und Tod ganz in Gottes Hande gelegt. Ein langes Siechtum hat ihm Gott erspart. Er hat nur kurze Zeit gelegen und bis zuletzt immer noch die Hoffnung gehabt, Sie wiederzusehen. Er war bis zuletzt bei Besinnung. Gott nahm ihn dann plötzlich in sein Himmelreich. Seine Gedanken waren immer bei Ihnen, den Geschwistern und seinen Freunden. Sehr hat er sich über Ihren letzten Brief gefreut und noch Reisepläne nach Kanada geschmiedet. Viel sprach er von sei-

den Freunden. Noch im Sterben rief er den Namen Gustav. Ich kannte ihn nicht. Ich sah ihn im Sarg liegen im Talar, auf seinem scharfgemeißelten und wunderbar geprägten Antlitz lag ein herrlicher Gottesfrieden, als wenn er uns sagen wollte — überwunden. Seine Freunde aus Litauen, mit denen er zusammen wohnte, hatten die Ausstattung würdig gestaltet. Zu der Beerdigung war auch Frau Kosakewitsch aus Stolp gekommen. Wir sangen zuerst den Choral „Christus der ist mein Leben“. Dann las ich Gottes Worte von dem Christusglauben, der den Tod überwindet und der die Seinen in dieser und in jener Welt in seinen Dienst ruft. Darauf sangen wir: „Mach' End', o Herr, mach Ende, mit aller unserer Not.“ Meiner Ansprache legte ich zugrunde das Wort 1. Thim. 1, Vers 15-17. In dem darauffolgenden Gebet gedachten wir Ihrer und Ihrer Kinder und seiner Freunde wie unserer aller Not. Auf dem Friedhof wurde nach der Feier beim Zuschaukeln des Grabes gesungen: „Befieh Du deine Wege“ und „Jesus, meine Zuversicht“. Als das Grab zugeschaufelt war, stellten wir kleine Schier um das Grab und sangen um den Dämmerchein am Vorabend des Reformationstages: „Ein feste Burg ist unser Gott“, Strophe 1 bis 4. Und nun sei der Herr mit Ihnen und segne Sie und die Ihrigen, wie uns alle auf dem Wege, den er uns verordnet hat. Aus dem Nachlaß Ihres Sohnes wurden mir 500 Mark übergeben, die ich zum Besten notleidender Deutschen verwenden werde. Mit herzlichen Grüßen an Sie und die Ihrigen

Ihr Zitzke, Superintendent.“

Den Satz: „Noch im Sterben rief er den Namen Gustav“ — erläuterte Vater Hirsch einmal in Hannover: „Damit hat Albert gemeint Pastor Wagner, da wir in unserer Verwandtschaft und Freundschaft niemanden dieses Namens haben, mit dem er befreundet sein konnte.“ Im Jahre 1946 hatte ich Pastor Hirsch von mir aus eine Zuzugsgenehmigung für Hagen erwirkt und eine schriftliche Verpflichtung, ihn zu unterhalten und in meine Wohnung aufzunehmen, abgegeben. Ob er dieses Schreiben erhalten hat? Ob sie letzte Hoffnung zur Ausreise mit dem Signum „Gustav“ war? Wer kann es beurteilen? Mir scheint es, als ob dieser Namensruf die Zeitläufte 1921 und 1946 ja 1959 überbrückt und das Freundschaftsband besiegelt. Noch ist es Deutschen verwehrt, die Gräber ihrer Lieben im Osten zu besuchen und zu schmücken. Darum sollen diese Zeilen als Kranz niedergelegt werden aufs Grab des unersetzlichen Freundes mit zwei Inschriften, gleichsam auf Schleifen gesetzt:

Es ist mir leid um Dich,
mein Bruder Albert;
ich habe große Freude
und Wonne an Dir gehabt.
2. Sam. 1, 26

Bleib du im ewigen Leben,
mein guter Kamerad.

Diese Worte möchten, abhold jedem kriegerischen Wesen, lediglich in ihrer innigen Herzlichkeit und Einfachheit beide Freunde, zur militia Christi gehörig und mit geistlichen Waffen (Eph. 6, 10 ff) ausgerüstet, übers Grab hinaus verbinden und den Leidtragenden: Vater Hirsch und den zwei Schwestern sowie zwei Brüdern in Übersee und dem in Westdeutschland wohnhaften Bruder ein Beileidsausdruck in tröstlicher christlicher Glaubensgewißheit sein.

ELISABETH JOSEPHI:



Es war während des Kirchenstreites. Da Litauen selbständig geworden war, mußte auch die evangelische Kirche sich selbständig machen. Sie wurde von Kurland getrennt und unterstand nicht mehr dem Kurländischen Konsistorium. Die nationalen Wellen gingen sehr hoch. Alles sollte von Litauern geführt und geleitet werden. Auch die evangelische Kirche sollte von Nationallitauern geführt werden, bisher war sie von Deutschen geleitet worden. Die Gemeinden wehrten sich. Sie beriefen sich auf das Selbstbestimmungsrecht der Minderheiten in kulturellen Dingen, aber dieses Gesetz wurde nicht zu ihren Gunsten angewandt. Es bildeten sich zwei Kirchenverwaltungen. Die von der litauischen Kirchenverwaltung eingesetzten Pastore wurden von den Gemeinden abgelehnt und umgekehrt die von der deutschen Kirchenverwaltung bestimmten Pastore seitens der Regierung, sogar mit Polizeigewalt, an der Ausübung ihres Amtes gehindert.

1926 starb der Pastor von Kretingen, und die Pfarrstelle Kretingen wurde vakant. Sie entwickelte sich zum Kriegsschauplatz in diesem Kampf.

Es war Sonntag. Die Glocken läuteten zum Gottesdienst, den ein unerwünschter Pastor halten sollte. Die Kirche war ganz voll. Die Gemeinde, die litauische und die deutsche, hatten sich zahlreich versammelt. Bei den Litauern war es Sitte, daß vor Beginn des Gottesdienstes die Gemeinde zu singen anfing. Ohne Orgelbegleitung stimmte irgendeiner ein Lied an und die schon in der Kirche saßen, die Männer links, die Frauen rechts, stimmten in den Gesang ein. Es war nicht ein Gesang, wie in den städtischen Kirchen. Es lag eine Urkraft in ihm, mehr Rhythmus als Melodie, es klang wie ein Brausen, das die Luft erfüllte. Er schwoll an, sank ab, wand sich in Schlingen und Schleifen, eine helle Stimme behielt die Oberhand, ließ sich die Führung nicht entreißen. Und so begann auch an diesem Sonn-

tage das Sammeln der Gemeindeglieder. Wer hinzukam, fiel sofort in den Ton ein. Um 10 Uhr, zu Beginn des Gottesdienstes, setzte die Orgel ein und spielte wie gewöhnlich das angegebene Eingangslied. Vor der letzten Strophe zog der Organist das Register mit den silbernen Glöckchen, für den Pastor das Zeichen, auf den Altar zu treten. Die Glöckchen klingelten, und der Pastor trat aus der Sakristei. Das Lied war zu Ende, die Orgel hörte auf zu spielen, aber die Gemeinde hörte nicht auf zu singen. Alle Zeichen des Pastors, doch endlich Schluß zu machen, wurden nicht beachtet.

Ein Lied folgte dem andern. In den kurzen Zwischenräumen versuchte der Pastor, das Wort zu ergreifen, vergebens, er konnte den Gesang nicht übertönen. Sonst herrschte völlige Ruhe und Ordnung. Die Gemeinde sang fromm und andächtig, aber in entschlossener Abwehr dem unerwünschten Pastor gegenüber. Die Kirchentür knarrte, einige wandten sich um. „Polizei“, raunte einer dem andern zu, „Polizei“. Was konnten sie tun? Die Gemeinde sang, sang Kirchenlieder in der Kirche. Die beiden Polizisten hörten sich das eine Weile an. Dann wurde es ihnen wohl langweilig, und sie verließen die Kirche. Es war alles in Ordnung. Die Gemeinde singt, und der Pastor steht unbehelligt am Altar, meldeten sie ihrem Vorgesetzten. Um 10 Uhr hatte dieser seltsame Gottesdienst begonnen, und am Nachmittage sang die Gemeinde noch immer ohne Ermüden. Welchen Schatz besaß sie in ihrem Liedergut und wie beherrschte sie alle Verse und die Melodien! Das wäre sicherlich nirgendwoanders möglich gewesen als nur in den evangelischen Gemeinden Litauens, die ja auch kein anderes Lied gelten ließen als nur Choräle. Sie sangen, wenn sie aufstanden, vor dem Essen und nach dem Essen, vor dem Schlafengehen und kannten alle Lieder auswendig. Das Gesangbuch hielten sie nur zur Zierde in der Hand, säuberlich in ein weißes Taschentuch eingewickelt. Einer mußte nun schließlich aus der Kirche weichen, und da der Pastor an einen Zug gebunden war, die Gemeindeglieder entweder am Ort selbst ansässig waren oder ihre Pferde geduldig auf sie am Kirchenzaun warteten, mußte der Pastor zuerst fort, um seinen Zug nicht zu versäumen. Er ging gemessenen Schrittes in die Sakristei, zog seinen Talar aus, seinen Mantel an und ging allein und verlassen zur Bahn.

Die evangelisch-lutherische Kirche in Kretingen, der Schauplatz erster Auseinandersetzungen zwischen der um ihre Glaubensfreiheit kämpfenden Gemeinde und den Beeinflussungsbestrebungen durch die Organe des Staates.



Hinter ihm schwoh der Gesang zu einer Jubelhymne an. Nochmals hat er es nicht versucht, in eine Gemeinde einzudringen, die ihn ablehnte. Hinterher gab es noch einen Riesenprozeß mit 200 Angeklagten wegen Störung des Gottesdienstes. Sie wurden beschuldigt, den Pastor an seiner Amtsausführung gehindert zu haben. Es kam natürlich nichts dabei heraus, denn wir lebten damals in einem demokratischen Staat, der sich wohl durchsetzen wollte, aber nur mit Rechtsmitteln. Es waren doch gute alte Zeiten!



Osterschaukel und Pfingstbirke

In vielen ländlichen Gegenden Litauens gehörte zum österlichen Standardvergnügen die Schaukel. Ohne Osterschaukel war das Fest genau so undenkbar wie ohne Ostereier. Zu Pfingsten schmückten alle deutschen Bauern den Türrahmen und das Innere des Hauses mit duftenden Birkenzweigen. Merkwürdig ist, daß in manchen Gegenden Litauens der Weihnachtsbaum erst durch die deutschen Soldaten, etwa um das Jahr 1916, Eingang gefunden hat

F. L.

OSWALD OLECHNOWITSCH:

Schanzer Sand

Erinnerungen aus den Jahren 1925-1941

Durch die besondere politische Lage in Litauen nach 1918, wurde Kauen zur provisorischen Hauptstadt des Landes erklärt. Geschichtlich und der Staatsverfassung nach war ja bekanntlich Wilna die richtige Residenz des Landes.

Wohl kaum eine größere Stadt nordöstlich der deutschen Grenze liegt in einer solch schönen Umgebung wie Kauen. Wer sich dieser Stadt vom Westen her nähert, bekommt sie erst in der Entfernung von einigen hundert Metern zu Gesicht. Rechts der Chaussee liegt der herrliche Wald von Panemune, links der Riesenflughafen. Dann kommt, zu beiden Seiten der Straße, der Vorort Alexoten. Ganz plötzlich bleibt man stehen, denn nun ist die ganze Stadt zu sehen. Dieses Bild hat schon so mancher Fremde bewundert: vor uns das breite silberne Band des Memelstromes, ringsherum die Türme der vielen Kirchen und des schneeweißen Rathauses. Dazwischen, unübersehbar, das Häusermeer. Die ganze Stadt liegt in einem tiefen Kessel, umschlossen von hohen grünen Hügeln. Etwas weiter blinkt noch ein Strom, die Wilija, auch der Neris genannt. Am Rande der Altstadt vereinen sich beide Ströme. Ein seltenes Geschenk der Schöpfung für eine Stadt!

Über die Memel führt eine große Hebebrücke, so daß auch der Dampferverkehr ungehindert vor sich gehen kann. Als erste begrüßt uns die Evangelisch-Lutherische Trinitatiskirche, deren Motiv nun schon seit Jahren auch den Umschlag unseres Heimatkalenders ziert. Im Volksmund wird sie „Deutsche Kirche“ genannt. Weiter sehen wir die Erzkathedrale, die mächtige Garnisonkirche, das große Kriegsmuseum, und auf dem grünen Berg die neue Auferstehungskirche. Von weitem erkennt man das Mitkewitsch-Tal mit dem Tiergarten, den jahrhundertealten Eichenhain (Azuolynas) auf dem Vytautas-Berg, das Nachtigallen-Tal an der Jesse und den Napoleonsberg. In der weit über hundertjährigen Besatzungszeit wurde die



Kauen's Altstadt zwischen Memel und Wilija. Im Vordergrund das Dorf Marwianka.

Stadt durch die russisch-zaristischen Truppen zur größten und modernsten Festung des Zarenreiches im Nordwesten ausgebaut. Mächtige Forts und zahllose andere Befestigungsanlagen umschlossen die ganze Stadt. Folgende Stadtteile wären zu nennen: Alt- und Neustadt, Wilijampol, auch „Slabodka“ genannt, „Brasilka“, Grüner Berg, Vytautas-Berg, Karmeliten, Schanzen, Panemune, Freda, Alexoten und Linksmakalnis (lustiger Berg).

Doch wollen wir uns heute nicht weiter mit der Stadt und ihren Schönschönheiten befassen. Unser Ziel heißt schlicht: Vorort Schanzen! Ja, warum eigentlich? Deshalb, weil in Schanzen die größte Zahl unserer Landsleute geschlossen gelebt hat.

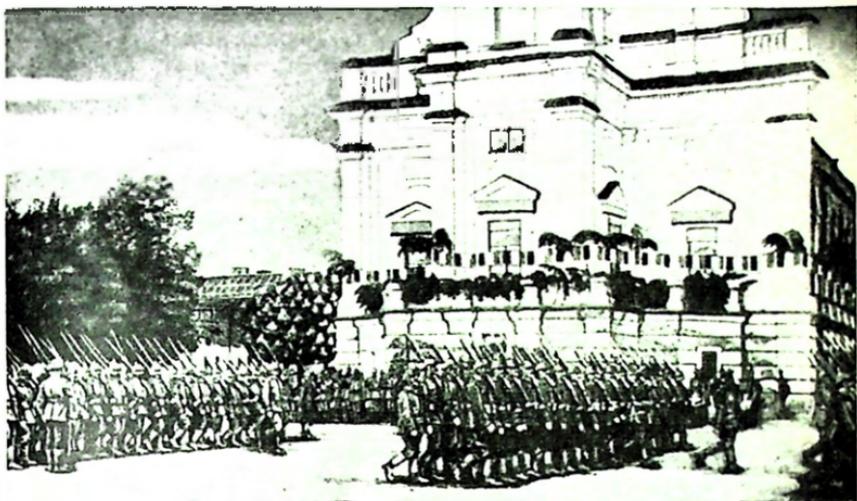
Schanzen! Schon der Name sagt uns, daß wir uns unter „Militaristen“ befinden! Beherbergte doch dieser Ort schon seit der Steinzeit stets eine große Zahl von Soldaten. Und weil es sich in Schanzen so gut schanzte, nannten diese den Ort eben „Schanzen“. Je mehr man buddelte und grub, umso goldiger und schöner wurde der Sand! Mit einem Wort: unser Schanzen



Der Napoleonsberg. Im Hintergrund, jenseits der Memel, Schanzen mit seinem „Sand“.

stand auf goldenem Boden. Wer vermag nun die Reihenfolge der Nationen zu nennen, deren Soldaten hier schon geschanzt haben? Zuerst waren natürlich die Steinzeitmenschen da. Dann kamen Litauer, Polen, Tataren, Magyaren, Preußen, Tscherkessen, Mongolen, Franzosen, Russen, Deutsche, Bolschewisten und Faschisten. Von der gewöhnlichen bis zur ruhmreichsten Armee der Welt, sind sie durch den Schanzer Sand marschiert! Ein Soldatenschritt bedeutet hier daher auch zugleich Weltgeschichte. Als die Franzosen auf dem Marsch nach Rußland die Memel erreichten, trugen sie in ihren Mützen Erde von den umliegenden Feldern auf einen Haufen. So entstand der etwa 60 Meter hohe Napoleonsberg. Auf diesem Feldherrnhügel stehend, umgeben von seinen Generälen, gab Napoleon den Befehl zum Marsch auf Moskau! Auch unser Wilhelm II., Hindenburg und Ludendorff marschierten einst durch den weichen Sand. Ja, ja, unser Schanzen hat eine große, geschichtliche Vergangenheit!

Unser Schanzen war unterteilt in Ober- und Unterschanzen. In Oberschanzen wohnten meistens Litauer und nur vereinzelt Deutsche. Das „echte“ Schanzen war daher Unterschanzen. Durch die Mitte, von der Grünen bis zur Panemuner Brücke zog



Kaiser Wilhelm II. nimmt während des ersten Weltkrieges vor dem Kauener Rathaus die Parade der deutschen Truppen ab. Auch sie werden vorher durch den Schanzer Sand marschiert sein.

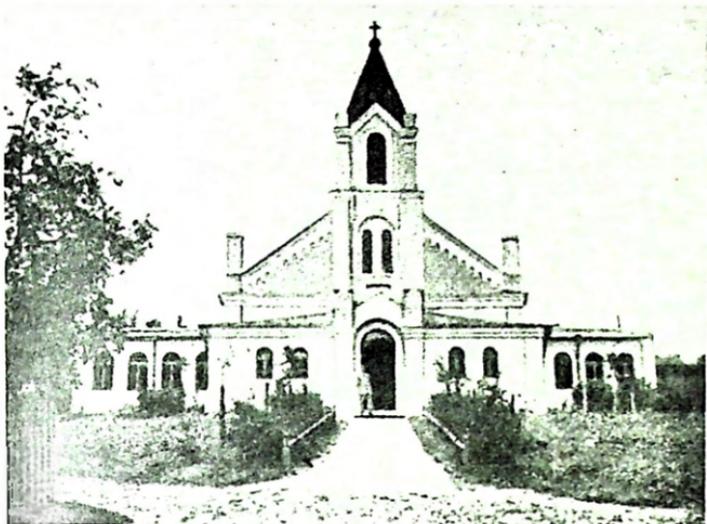
sich die Hauptstraße. Doch diese Straße war mit ausländischem Asphalt gepflastert und roch im Sommer stark nach Schwefel. Alle anderen Straßen waren dagegen mit patriotischen Katzenkopfsternen ausgelegt, das war schon wesentlich heimatischer. Na, und die originellen Gäßchen hatten Sandpflasterung! Wie weich und bequem marschierte es sich da! Staub gab es keinen und die bestgewichsten Schuhe wurden im Sand noch schöner und glänzender. Noch besser lief man natürlich barfuß, dann hatte man das Gefühl, als ginge man auf Daunenkissen!

Wasserleitung und Kanalisation baute die Stadtverwaltung zwar aus, doch waren diese Einrichtungen für Schanzen vollkommen unnötig: schon in zehn Meter Tiefe fand man das gesündeste Trinkwasser, umgekehrt verschwand jede ausgeschüttete Flüssigkeit sofort! Was will man da noch mehr? Ganz Unterschancen war mit kleinen Gäßchen durchzogen. Diese waren so schnurgerade angelegt, wie etwa eine 5 Meter lange Schnur in der Westentasche! Die Verwaltung hatte sehr viel Mühe, um diesen vielen Gassen auch die richtigen Namen

zu geben. Man kam schließlich auf den Gedanken, diese einfach zu numerieren. So gab es denn Uferstraßen (Krantog-veš) von 1-22. Böse Zungen behaupteten, dieses System der Straßenbezeichnung habe die Stadtverwaltung von New York gereizt, es den Kauern nachzumachen!

Die meisten Häuser waren aus Holz gebaut, mit gehobelten Brettern verschalt und buntfarbig gestrichen. Fast bei jedem Hause befand sich ein Obst- oder Gemüsegarten, doch auch Blumen und Ziersträucher gab es in Hülle und Fülle. Auf Schritt und Tritt hörte man deutsche Laute, im Volksmund einfach „schanzerdietsch“ genannt, während in der Provinz das „Ostpreußenplatt“ vorherrschte. Weil nun aber in Schanzen nicht nur allein Deutsche wohnten, sondern auch Litauer, Polen, Russen und auch Juden, so wirkte sich dieser Zustand auch auf die Sprache aus. Da schreibt doch so ein Schanzer Lausbub in seinem Aufsatz Ausdrücke wie: Wagonetka, Kartun, Bulke, Potschtownik, Deiwel, Perkunas! Nach dem Duden gibt es dafür folgende Erklärungen: Wagenlore, Kattun, Weißbrot, Brieftaube, Teufel, Gewitter. Ja, so ein Deutschehrer verdiente in Schanzen sein Brot nicht leicht!

In der Geschäftswelt ging es natürlich ohne Deutsche auch nicht. Wo bekam man eigentlich das beste Rundfunkgerät? Natürlich beim A. Schulz. Beim Gerulat und Tornow gab es die beste Palengwitz (Rollschinken) und die wohlschmeckendsten Soßbüchchen (Wiener Würstchen). Ewige Füllfederhalter mit 25jähriger Garantie gab es bei A. Schmied. Richtige Bilder konnte der Photograph Schulz machen. Fehlte bei einer Familienaufnahme irgendeine Person weil sie schon in Brasilien lebte, sie kam trotzdem auf die Platte drauf! Der Zache hatte stets den süßesten Schmant (Sahne), die stärkste Arbata (Tee) und den besten Uzkandis (Imbiß). Der Friseurmeister Milchereit verstand es, die schönste Polkafrisur und den forschesten Wonzenschnitt (Schnurrbart) hervorzuzaubern. Die solidesten Sofkes (Sofas) schuf der alte Ernst, Familie Ernst II und Schiemann dagegen vermieteten für 1 Litas einen gutgeteerten Kahn. Mit diesem konnte man bis gegen Mitternacht herumkutschieren. Die modernsten Kinderwagen verkaufte nur die Firma Robert und die fixesten Autotaxen besaßen nur Grün oder Schulz, wogegen die bestgezuckerte Limonade nur bei Heidrich zu haben war.



Die Kirche der Bischöflichen Methodistengemeinde in Kauenschanzen.

War ein Dampfkessel kaputt? Bitte, die Firma Becker und Stedrich war sofort zur Stelle, und wer sich gar begraben lassen wollte, tat es nicht ohne Kranz und Blumen vom „Gärtner“ Kumpfert. Dieses deutsche Schanzer Handelsregister wäre noch lange nicht zu Ende!

In kulturellen Dingen dagegen waren die Schanzer etwas „zurückgeblieben“, denn das deutsche Kulturzentrum befand sich ja im Karmelitenviertel: Kulturverband, die Sportvereine „KSK“ und „Kultus“, die Laienspielschar, der Studentenbund, die Oberreal- und Volksschule und so weiter. In Schanzen gab es nur eine deutsche Volksschule. Wenn unser verehrter Prof. Dr. Strauch seinen Wirkungskreis auch in Karmeliten und im Zentrum der Stadt hatte, so wohnte er doch in Schanzen und ist daher ein „echter“ Schanzer! Ja, und unser bekannter „Omarzähler“ A. Hoffmann wurde vom Schanzer Volk sogar geadelt. Er hieß fortan nur noch Arthur Hoffmann von Schanzen! Und ein gewisser Plunksnagrauzis (Federkielfresser) Woldemar Günther soll auch ein sandiger Schanzer sein. Schon seit seiner frühen Jugendzeit hantierte er mit Druckerpresse und -schwärze

herum. Zusammen mit verschiedenen „Prominenten“ zauberte er aus diesen „schmutzigen Dingen“ unsere ehemalige Heimatzeitung „Deutsche Nachrichten für Litauen“ hervor. Da er seinen Arbeitsplatz im Karmeliter-Viertel hatte, wurde er von seinen Freunden kurzerhand der „Schanzer mit dem Karmeliter Geist“ genannt. Nach letzten Gerüchten soll er schon wieder irgend so ein Blättchen in den „geschwärzten“ Fingern haben!

Umsomehr war hier das religiöse Leben lebendig: Evangelische Gemeinschaft (innerhalb der ev.-luth. Kirche), Methodisten-, Baptisten- und die Gemeinschaft der Schwarzeaner (benannt nach dem Evangelisten Joseph Schwarz). Alle diese Gruppen besaßen schöne und würdige Kirchen oder Betsäle. Eine der aktivsten unter ihnen war, ohne Zweifel, die Methodisten-gemeinde. Wegen Raummangel ist es hier leider nicht möglich, über alle Gruppen zu berichten, deshalb heute über die Metho-disten.

Diese Gemeinde besaß an der Hauptstraße ein großes Grund-stück; rechts und links standen zwei stattliche Gemeindehäuser. In der Mitte, vorbei an einem romantischen Brunnen mit Hand-pumpe, führte ein Fußweg zur Kirche. Der ganze Kirchenbau hatte die T-Form und war daher sehr praktisch gebaut. Man betrat zuerst einen Vorraum, zu beiden Seiten befanden sich die Garderoben. Dann kam das große Kirchenschiff. Ein schlich-ter Altar, die Wände in etwa zwei Meter Höhe holzgetäfelt, zwei Reihen mit sehr bequemen Bänken. Zu beiden Seiten des Schiffs befanden sich noch große Nebenräume, die von diesem durch Schiebetüren getrennt waren. Bei Großveranstaltungen gewann man so zusätzlichen Raum. Ein weiterer Raum war noch für Sitzungen u. ä. bestimmt. Dort war auch eine stattliche Bibliothek mit guten und wertvollen Büchern untergebracht. Diese, von Lucie Pieper geführte Bibliothek stand jedem unent-geltlich zur Verfügung. In einem der Flügel hatte noch der Kirchendiener seine Wohnung. Der Kirchenbau war mit einem schönen Turm gekrönt. Leider fehlte noch immer die Glocke dazu! Vor den Kirchenfenstern befand sich ein Blumen- und Obstgarten, Bänke luden zum Ausruhen ein.

Doch Ruhe kannte die Gemeinde in diesem Sinne nicht. Man stelle sich das heute einmal vor: jeden Tag eine Veranstaltung! Montag — Posaunenübungsstunde, Dienstag — Sängerbücherei,

Mittwoch — Bibelstunde, Donnerstag — Posaunen, Freitag — Sänger, Sonnabend — Gebetsstunde, Sonntagvormittag — Hauptgottesdienst, anschließend Sonntagsschule, nachmittags Andacht und abends Jugendbundstunde.

Die Gottesdienste und Veranstaltungen waren stets gut besucht. Schon am Eingang wurde der Besucher vom „alten Ernst“ freundlich begrüßt und mit einem Gesangbuch versehen. Die Lieder hatten alle lebhaft Melodien. Der wohl disziplinierte Sangerchor brachte jedesmal zwei Lieder zu Gehör. Lange Jahre wurde dieser Chor, der selbst die schwierigsten Weisen meisterte, von Emma Durchholz geföhrt, die auch als Organistin treu ihren Dienst tat. Heute wäre so manche Großstadtgemeinde glücklich, wenn sie solch einen Chor besäße! Den Gottesdienst hielt der Prediger, doch sehr oft kamen auch Gastprediger aus anderen Gemeinden, aus Deutschland und dem Memelgebiet. Unzählige erbauliche Stunden wurden dem Besucher durch die verschiedenen Veranstaltungen, wie Gemeinde-, Missions-, Sänger-, Posaunen- und andere Feste geschenkt.

Da man in unserer Heimat keine Wohlfahrtspflege von Amts wegen kannte, oblag diese Pflicht allein den Kirchen und Gemeinschaften. Kranke und Gebrechliche mußt betruet, Arbeitslose und Bedürftige unterstützt werden. Da die Methodistenkirche eine Freikirche ist, bekam sie keinerlei Zuwendungen vom Staat. Sämtliche Ausgaben mußt daher von den Gemeindegliedern und Freunden der Gemeinde gedeckt werden. Dafür hatte die Kirche volle Freiheit in der Ordnung des Gottesdienstes und war an keinerlei Weisungen der jeweiligen Regierung gebunden. In Deutschland ließ die Gemeinde eine Diakonisse ausbilden und für später war auch die Einrichtung eines Altersheims beabsichtigt.

Im Mai 1925 feierte die Kirche ihr 25jahriges Jubiläum. Große Gastgruppen aus der Provinz mußt gespeist und untergebracht werden. Anwesend waren auch Vertreter aus Deutschland, Lettland, Estland und dem Memelgebiet. Allein die Kybarter brachten einen Posaunen-, Männer- und Gemischten Chor mit. In Anwesenheit des Bischofs Dr. Seimanns dauerte das Fest zwei Tage! Am zweiten Tage wurde ein gemeinsamer Ausflug zum Miltzkewitschtal unternommen. Voran der Kybarter Posaunenchor mit zackiger Marschmusik. So etwas hatte unser

Schanzen noch nicht erlebt, denn die Leute waren bisher der Meinung, „Mucker“ müßten immer nur weinen und jammern!

Ein anderer Höhepunkt im Gemeindeleben war der Besuch des großen Posaunenchores der Methodistengemeinde III in Königsberg Pr. im Jahre 1928. Nachdem dieser Chor in Kybarten und Schanzen öffentliche Konzerte geistlicher Musik gebracht hatte, wurde er spontan auch vom litauischen Rundfunk zu einem Konzert eingeladen. Im Kriegsministerium empfing die deutschen Bläser der deutschfreundliche General Nagevicius persönlich.

Für die Kinder bestand eine Sonntagsschule, die gut besucht und sehr beliebt war. Der große Kinderfreund Nausner sen. opferte seine ganze Freizeit für die Erziehung der Kinder. Ihm treu zur Seite standen Gustav Schack, Julius Robert, Erna Hess, Erna Nausner und andere Helfer. An den Jugendbundstunden nahm die reifere Jugend regen Anteil. Sie wurde vom Prediger oder auch von einem Laien geleitet. Auch eine Gruppe von Soldaten, vom Rekruten bis zum Feldwebel, hielt den verschiedenen Veranstaltungen lange Jahre hindurch die Treue. Angeregt durch die Kybarter wurde auch ein eigener Posaunenchor ins Leben gerufen, dessen Leitung Johann Pawlow übernahm.

Wer von uns gedenkt nicht der schönen gemeinsamen Dampferausflüge im Sommer? Obwohl diese von Methodisten organisiert wurden, traf man doch alle, wie Lutheraner, Baptisten, Schwarzeaner, Kulturverbandsleute, Reichsdeutsche, ja, sogar auch Litauer machten fröhlich mit. Schon um 6 Uhr früh ging es schwer beladen zur Zembruwka (Hafen). Mit Musik und frohen Liedern saßen alle friedlich beisammen, alle religiösen Unterschiede waren vergessen. In flotter Fahrt ging die „Balandis“ in „See“. Der Gemeindephotograph Alexander Mauruschat hatte schon alle Hände voll zu tun, um allein alle Wünsche während der Fahrt zu erfüllen.

Nach stundenlanger Fahrt auf der Memel war man am Ziel: herrlicher Kiefernwald, riesige Liegewiesen und eine verträumte Wassermühle. Nach einem Gottesdienst wurde auf der Wiese gegessen und dann ging es zum fröhlichen Spiel und Gesang. Spät abends kehrten die zufriedenen Ausflügler zurück. Von vielen Helfern unterstützt, hat August Grigoleit viel zum Gelingen dieser Ausflüge beigetragen.

Das Verhältnis der verschiedenen deutschen Glaubensgemeinschaften zur evangelisch-lutherischen Kirche und umgekehrt war bei uns nicht sonderlich gut. In Glaubensdingen ging man aneinander vorbei. Wie dem aber auch sei, diese Schanzer Gemeinschaften haben eine große Aufgabe erfüllt, wobei es unwesentlich ist, ob es in der Stärkung des Glaubens oder des deutschen Volkstums geschah. Der Methodistengemeinde dienten zu dieser Zeit die Prediger Hühn, Brenneiser, Blum und Mojsienko.

So lebten, wirkten und arbeiteten die Schanzer dahin, bis eines Tages die rasselnden Panzer der Bolschewisten auch unser Schanzen „befreiten“. Ja, so hieß es damals am 15. Juni 1940 in der amtlichen Sprache, und was amtlich ist, das ist auch immer wahr! Aus diesem Grunde wird hier auf weitere Anführungszeichen verzichtet. Zuerst begann die ganze Geschichte sehr gut. Es gab keine Kapitalisten mehr, alle Gefangenen wurden aus Mitleid sofort aus den Gefängnissen entlassen, die Soldaten brauchten nicht mehr stramm zu stehen und das lästige Grüßen fiel auch weg! Wenn man die Reden der Politruks hörte, die schönen Filme auf dem Marktplatz sah, lief einem das Wasser im Munde zusammen. Mancher Schanzer rieb sich schon die Hände und dachte, das Paradies könne nicht mehr weit sein!

Doch schon nach wenigen Wochen hieß es plötzlich, das ganze Land sei in Gefahr. Tatsächlich wurden bald alle litauischen Soldaten in den Osten des Landes gebracht, um es besser schützen zu können. Alles wurde bedeutend billiger, so kostete eine Tafel Schokolade vor der Befreiung 0,60 Litas und nachher 6,00 Litas. Uhren, Gold, Schmuckstücke, bessere Kleidungsstücke u. ä. zerschmolzen in der Stalinsonne wie Kuhbutter! Kein Wunder, denn kurz vorher war wissenschaftlich festgestellt worden, die Sonne von Väterchen Stalin enthalte 121 Prozent mehr Ultraviolettstrahlen als die des lieben Gottes. Dann wurden die Arbeitsnormen eingeführt. Als erste mußten die armen NKWD-Leute ihre Norm erfüllen. Auf Befehl des Mannes mit den großen Wonzen rollten nachts die Lastwagenwahllos wurden die Männer aus den Betten gezerrt. Nach einigen Tagen war die Norm übererfüllt und alle Gefängnisse vollgepfropft. Auch etwa 150 Volksdeutsche waren dabei. Kein Mensch wußte, was uns der neue Tag bringen würde.

Während die Deutschen aus Estland und Lettland schon im Dezember 1939 umgesiedelt waren, wußte noch Ende 1940 kein einziger Litauendeutscher, wie sein weiteres Schicksal verlaufen würde. Endlich, am 21. Januar 1941, kam die deutsche Umsiedlungskommission. Alles ging sehr schnell und schon Anfang Februar rollten die ersten Züge. Am Schanzer Güterbahnhof wurden die Möbel verladen. In allen deutschen Kirchen und Gemeinschaften wurden die Abschiedsgottesdienste gehalten. Auf den Friedhöfen nahm man Abschied von den Toten. Am 25. März verließ der letzte Transport das Land. Mit diesem Tage hörte das Deutschtum in Litauen auf zu bestehen. Es gab keine Deutschen mehr!

In unserem Schanzen veränderte sich nach der Umsiedlung das gewohnte Bild sehr bald. Zum Beispiel wurde aus der Methodistenkirche eine Rumpelkammer für alte Möbel gemacht. In die deutschen Häuser zogen Fremde ein. Die Zäune und Verschalungen an den Häusern wurden verheizt, die blühenden Gärten verkamen. Die Enteignung hatte ganze Arbeit geleistet. Dann kam der Krieg. Das Land wechselte zweimal den Besitzer. Auch nach Schanzen kam die richtige Kultura. Die Methodistenkirche wurde dem Komsomol (Staatsjugend) geschenkt. Das schlichte Kreuz wurde vom Kirchturm gerissen, ein prachtvoller roter Stern mit Hammer und Sichel thront nun auf ihm. Der Altar wurde entfernt, an seine Stelle ein mächtiges Bild des Hauptgötzen gesetzt, zu beiden Seiten die Obergötzen. Doch Vorsicht — diese beiden verstehen deutsch, denn es sind ja Deutsche! Zu beiden Seiten des Kirchenschiffes hat die ganze Galerie der Untergötzen Platz gefunden. Die weißen Wände wurden ängstlich mit rotem Stoff verhüllt. Von dort aus wird jetzt der Schanzer Jugend das rote Evangelium gepaukt.

Die Schanzer Deutschen sind in alle Winde zerstreut. In stillen Stunden denken sie oft an ihr Schanzen zurück, der Stätte ihres Wirkens und Strebens. Schmerzlich, zu sehen, wie das Lebenswerk lieber und vertrauter Menschen von Fremden zerstört und entweiht wird. Viele Schanzer sind nicht mehr da, die übrigen gehen in Gedanken oft auf dem weichen Schanzer Sand spazieren und werfen einen Blick auf das silberne Band der Memel.

Schanzer Sand, goldner Sand! Wie liegst du uns so weit!

Die Heringe

von VINKAS KREVE

aus dem Litauischen übersetzt von A. Franzkeit

Die Fastenzeit war schon zur Hälfte herum. Vorboten meldeten den Frühling an. Die Tage waren warm und sonnig; der Schnee schmolz, im Pflugacker guckten die Erdspitzen schwarz hervor; alle Rinnen, Ackerfurchen und Wegspuren waren zu Bächlein geworden und erzählten plätschernd Frühlingsgeschichten; sie laten's allen kund, daß er schon ganz, ganz nahe bevorstehe...

„Weibelein, hol Ihr kein Futter, keine Hühner, keine Eier zu verkaufen?“ — Es klopfte jemand mit dem Finger an das Fenster und fragte nach der Hausfrau. Das war Kuschel.

Ein altes, jüdisches Männlein war das, behaart, daß fast nur noch die Augen herausschauten; und einen langen roten Bart hatte er. Sein Haupthaar war schon völlig ergraut, der stattliche Bart jedoch keineswegs ebenso stark, so daß ein Halbgrau die angeborene Haarfarbe weder verbarg noch verdarb. Sehr kurzsichtig war er. Was ihm im Wege lag, konnte er nicht sehen. Deshalb tastete er den Weg vor sich mit einem Stocke ab, gerade so, wie es Blinde tun; doch mit erlesener Vorsicht schritt er einher, wenn er einen Eierhandel gemacht hatte und die aufgekaufte Ware bei sich trug.

„Olt fragten ihn die Leute: „Warum besorgst du dir keine Brille?“ — „Eine Brille?“ Und von wannen soll ich nehmen das Geld für die Brille?“ lautete dann seine Gegenfrage. Und dabei pflegte er herzlich zu stöhnen.

Größte Pein bereiteten ihm die Kinder des Dorfes. Immer wieder sannon sie darauf, ihm einen Stock, einen Knüppel in den Weg zu legen, in Erwartung der Schadenfreude, daß er darüber stolpere. Doch Kuschel kannte ihre Streiche gut und ließ größte Vorsicht walten, sobald er in die Nähe spielender Kinder oder auch — ja, ganz besonders — von Jungknechten kam.

„U, für was ärgert Ihr ein alten Mann?“ — vorwurfsvoll sprach er's mit steif mit seinem Krückstock die Knüppel und Steine hinweg, die sie ihm absichtlich in den Weg gelegt hatten. — „Wäre es denn recht, wenn ich alter Mann darüber liele und mich totschläge?“

Doch böse? Nein. Böse war er nie; vielleicht hatte sich sein Herz an allerlei Verspottung schon so gewöhnt...

Sommer und Winter stak er in denselben Kleidern und wanderte so über die Dörfer — in der Hand einen Korb, seinen Sackladen auf dem Rücken, und überging keinen einzigen Hol.

Nun stand er also am Fenster bei Gerdvillus und horchte, das Ohr ans Glas gelegt, was die Frauen ihm wohl antworteten.

„Das Geschlinge vom Berg ist zu verkaufen“, so machte sich der Hütelunge über ihn lustig, der in der Nähe des Fensters auf einem Schemel saß und dabei war, ein Netz zu flechten. Doch Kuschel, der schon gewohnt war, solche Spottreden zu hören, gab auf diese Worte nicht acht. Nachdem er ein wenig gewartet und keine Antwort erhalten hat, klopfte er noch einmal mit den Fingern an das Fenster.

„Bräucht Ihr keine Saife, Nähnadeln, Zündhölzer, Heringe...?“

„Komm schon, komm schon herein, damit wir uns 'mal wiederschen“, so lädt ihn die Gerdvillin in das Haus, nachdem sie sich flüsternd mit der Schwiegertochter beraten hatte, die just über der Wiege gebeugt ihr Kind nährt.

Kuschel geht mit schluffenden Schritten über den Hof in das Vorhaus. Der Hütetjunge aber springt hurtig zur Ofenbank und zieht dahinter den dicksten Knüppel hervor, dessen er nur habhaft werden konnte und praktizierte ihn in die Nähe der Türschwelle.

„Nimm sofort den Knüppel weg!“ herrscht ihn die Gerdvillin an, „willst du denn etwa, daß ein alter Mann zu Schaden komme? Du Schamloser, du!“

„Auch ein Mensch — ein Ungetaufter!“ zischte der Hütetjunge verächtlich durch die Zähne. „Als ich in Schillakehmen diente, da haben wir ihm noch ganz andere Späße bereitet.“

Monika, die Tochter der Gerdvillus, ein Mädchen von etwa fünfzehn Jahren, schob ihr Spinnrad an die Wand, sprang flink herbei — der Kuschel kam schon über den Flur heran — nahm das Holzsecht und warf es zu den anderen hinter den Ofen.

„Lorbaß! Ich werde dir den Buckel streichen! Damit du's weißt!“ drohte sie dem Hütetjungen und nimmt ihren Platz wieder ein, um weiterzuspinnen.

„Erreichst mich nicht, hast zu kurze Arme! Aber vielleicht willst du des Kuschels Schwiegertochter werden, daß du so für ihn eintrittst?“ nimmt der Hütetjunge sie ein wenig hoch.

„Eh, du Käuiquappe, reißt noch dein Maul auf wie die Maus in den Erbsen...“

„Was du in Schillakehmen getrieben hast, magst du selbst wissen, aber hier tust du das nicht!“ wies ihn die Gerdvillin erneut zurecht. „Nur Taugenichtse machen sich über alte Menschen lustig. Lacht nicht, du wirst auch alt. Versündige dich nicht vor Gott; wer das Alter höhnt, dem kann Gott sehr wohl verwehren, selber alt zu werden.“

„Ob man sich damit vor Gott versündigt, wenn man einen Juden verulkt?“ — wagte die Lohnmagd Marzelle zu bezweifeln, „sie haben doch unsern lieben Herrgott gemartert.“

Da, unter vielem Stöhnen, stieg Kuschel müde und mühsam über die Schwelle in die Stube. Man konnte es ihm gut ansehen: er war wirklich sehr abgespannt.

„Gelobt sei Gott“ grüßte er, ohne seine Mütze abzunehmen

„In Ewigkeit“ — antwortete nur die Gerdvillin.

Kuschel trat in den Raum, ging um den Tisch herum nahe zum Fenster, nahm den Sack vom Rücken, in welchem er seine Waren verstaute hatte und legte ihn auf die Bank. Das Körbchen mit den Eiern stellte er unter einen Stuhl, nachdem er mit seinem Spazierstock daruntergefahren war, ob der Platz auch wirklich frei sei. Das Eimerchen mit den Heringen stellte er neben sich auf den Stuhl und dockte den Lappen auf, mit dem die Heringe zugedeckt waren.

„Nu, kummt daher, nehmt sach Heiringe!“ lädt er die Frauen ein und fängt an im Eimerchen die möglichst kleinsten nach oben zu sortieren.

„Wieviel wollt Ihr? Zwei? Drei?“

Die Gerdvillin steigt von der Ofenbank, rückt den Rock zurecht, kommt zu dem Stuhl mit dem Eimer, um sich Heringe herauszusuchen — nun aber gerade diejenigen, die ihr besonders gut und groß erscheinen.

„U! weih, die leckersten Heiringe hobt Ihr sach heräusgesucht. Nu wer wird käufen die Klainiges?“ murrte der Kuschel.

„Ach was, die Leute werden die Kleinen schon nehmen, wenn keine besseren da sind.“

Fünf Heiringe hatte sich die Gerdvillin herausgefischt — nun lagen sie da auf dem Stuhlsitz.

„Na, wieviel Eier verlangst du für diese da?“ fragt sie den Kuschel. Der nahm die Heiringe auf, wog sie abschätzend auf den Händen, kehrte sie ein paarmal um ...

„Wieviel Eier? Billig sein jetzt die Eier, sehr billig, ot und die größten Heiringe hobt Ihr sach heräusgenommen. Ot guk, fett sein sie wie die Hühner —“ und steckt sie der Gerdvillin unter die Nase.

„Laß das sein! Ich bin nicht Kuschel, ich bin nicht kurzichtig, ich sehe: Heiringe sind das? Flach wie Bretter!“

„Gewaltige Bretter! Mein Lebtag möcht ich essen solche Heiringe. Nu werdt Ihr mir geben ein Viertel Schock. Abgemacht?“

„O, daß dich Ungetauften die Pest ... Ich werde dir soviel für deine Dünninge geben! Da, da hast du deine Heiringe, behalt' sie dir.“

Sie nahm die Heiringe vom Sitz, warf sie in den Eimer, dreht sich um und geht zur Ofenbank, wo ihre Spindel noch auf der Fußbank liegt.

„Nu was werdt Ihr geben? Sogt, wieviel werdt Ihr geben?“ ruft Kuschel ihr nach und holt dieselben Heiringe aus seinem Eimerchen hervor und legt sie wieder auf den Stuhl.

Die Gerdvillin wischt sich die Hände an ihrer Schürze ab und setzt sich an das Spinnrad.

„Wollt ihr acht“, macht sie dem Kuschel ihr Angebot, „dann nehme ich sie.“

„Ach! Eier für solche laine Heiringe?“ entrüstet sich der Kuschel. „O! daß mein Widersacher soviel hätte, was sie mir selber mehr gekostet haben. Geht Ihr vierzehn?“

„Niemals. Bist du mit neun einverstanden — gut. Keinen Pfennig mehr rucke ich heraus.“

Und sie stellt die Spindel zurecht, rückt das Spinnrad näher, feuchtet sich die Fingerspitzen an der Zunge und beginnt zu spinnen, als gingen sie die Heiringe überhaupt nichts an.

„Na, draizehn geht Ihr?“ fragt Kuschel. „Billiger kann ich's nit. Bei meine Lebetage, ich kann nit!“ fügt er noch hinzu — aber er packt die Heiringe nicht in sein Eimerchen zurück.

„Zehn. Und das ist mein letztes Wort. Und kein Ei mehr!“

„Wenn es noch wenigstens gute Heiringe wären“, wird sie auch von der Schwiegertochter unterstützt. Diese hat ihr Kind nun gestillt, es gewandelt und beseht sich im Vorbeigehen zu ihrem Spinnrad die auf dem Stuhle liegenden Heiringe von allen Seiten: „Klein, gering, wie die Stüchlinge.“

„Ich soll sein so lebendig, wieviel sie mir gewesen sein teuer!“

Kuschel wirft die Heiringe zurück in sein Eimerchen, packt seinen Sackladen auf die Schulter, hakt das Korbchen mit den Eiern in das über der Schulter hängende Sarkende ein und geht seufzend zur Tür.

„Epes zwölf gebt Ihr?“ fragt er und verhält unter der Tür.

„Zehn habe ich gesagt. Mehr gebe ich nicht. Und versuche nicht unnütz, noch weiter heraufzuhandeln. Ich bin kein kleines Kind.“

„Ich kann nit, Gott der Gerechte, ich kann nit.“

„Kannst du nicht, so verkauf' auch nicht!“ murrte die Schwiegertochter

Als er draußen auf dem Hofe angekommen war, ging Kuschel noch einmal an das Fenster und wagte noch eine Frage:

„Waihele, elf gebt Ihr?“

„Mach, daß du mir aus den Augen kommst! Ich habe deutlich gesagt: zehn!“

Da steht nun der Kuschel einen Augenblick lang still und überlegt, ob er weitergehen soll oder zurückkehren. . . . Doch wie sollte er nicht zurückkehren, wenn da trotz allem noch ein Verdienst herausspringt: fünf, sechs Pfennige, — und vielleicht sogar ein ganzes Zehnerle.

Kuschel kehrt in das Haus zurück, stellt an gleicher Stelle seine Siebensachen ab und holt aus dem Eimer die Heringe heraus.

„Nu, hört sach ain, bringt daher die Aier und nehmt sach die Heiringe“, ruft er und hat sie schon wieder auf dem Stuhl zu einem Häuflein aufgeschichtet.

Die Gerdvillin lehnt erst einmal ihr Spinnrad an die Wand, nimmt dann vom Wandbrett ein Schlüsselchen, um die Heringe darein zu tun. „Was hast du mir da für Heringe gegeben? Hältst du mich für so dumm, daß ich solche nähme?“ zürnt ihm die Gerdvillin und beschaut die auf dem Stuhle ausgelegten Heringe von allen Seiten; jetzt hat Kuschel nämlich die allergeringsten hervorgeholt.

„Nu wos für Heiringe wollt Ihr“, schreit Kuschel förmlich, „das sain die allerbesten — nu, wie für Euch; a so lebendig sollt ich sain.“

„Da nimm, nimm dir diese, solche brauche ich nicht“, und sie stopft ihm die Heringe in die Hände zurück. „Schau einer her! die aller-schlechtesten hat er herausgesucht.“

„Für ain Zehnkling Aier wollt Ihr gute Heiringe.“ Der Kuschel murrte — und tauschte doch dabei zwei Heringe in etwas bessere um. „Nu, do host, bessere. Nehmt die Heiringe und tragt daher die Aier.“

Die Gerdvillin setzt sich zum Spinnen und würdigt die Heringe nicht eines Blickes.

„Solche Heringe brauche ich nicht. Gibst du mir keine guten, so behalte alle.“

Und wieder sortiert der Jude die Heringe im Eimer. Sortiert sie aus, beriecht sie und tauscht noch zwei um.

„Nu wos, nehmt Ihr sie, Waihele? Ich hab kain Zeit nit, wartet nit maine Zeit!“ Jetzt ist das jüdische Männlein wirklich in Zorn. „Nu nehmt, die Ihr Euch habt selbst ausgesucht.“

Die Gerdvillin sieht sehr wohl, daß er bereits alle Heringe zu besseren umgetauscht hat.

„Marzelle, nimm ihm die Heringe ab!“ befiehlt sie ihrer Magd. Sie selbst erhebt sich, holt das Schlüsselchen und geht hinaus in das Vorhaus; denn dort steht das Schränkchen, in welchem die Eier aufbewahrt werden.

Marzelle, ohne vom Spinnrad aufzustehen, langt aus der Ecke den Holzdeckel, mit dem man die heißen Kochtöpfe abdeckt, damit da keine Fliegen hineinfallen, und legt die Heringe darauf.

Die Gerdvillin hatte die Eier nun hereingebracht und Kuschel besieht sich ein jedes einzeln, schaut gegen die Sonne hindurch, schüttelt es ein wenig, hält es an sein Ohr und lauscht. —

„Was sain dos für Aier, die Ihr mir habt gegeben?“ wendet Kuschel nunmehr seinerseits ein. „Wer hat je solche Aier gesehen? Kaine zwai Pfennige bekomme ich dafür.“

„Willt nicht — brauchst nicht, dann verkaufe ich sie selber im Kirch-

dorf Merkiné" — die Gerdvillin bleibt's ihm nicht schuldig: „Marzelle, gib ihm die Heringe!“

„Nu nu, far wos ot so schnell“, — das klingt schon ruhiger und friedlicher, und Kuschel legt die Eier in sein Körbchen. „Könnt' Ihr mir geben noch a paar gebackene Kartoffeln? Ich hab heint noch nit gegessen.“

„Monike, gib ihm Kartoffeln“, wendet sich die Gerdvillin an ihre Tochter.

Diese schöpft mit beiden Händen Pellkartoffeln aus dem Topf und laßt sie auf dem Tisch auseinanderrollen. Kuschel pellt einige ab und verschlingt sie voller Gier. Die andere steckt er sich in die Taschen. So lange der Jude damit beschäftigt war, die Pellkartoffeln zu schälen und aufzuessen, zog Marzelle aus seinem Eimer einen, dann auch den zweiten und dritten Hering heraus — so heimlich, daß es gar niemand bemerkte, wie sie herausgefischt und hinter das Spinnzeug versteckt wurden. Nur der Hütejunge, der hatte alles gesehen. Kaum hatte Marzelle ihre Heringe versteckt, blinzelte er zu ihr hinüber, kniff ein Auge und lacht aus vollem Halse los.

„Was reißt du da deinen Hals auf?“ Monike wird ganz unwillig: „Reißt der doch seinen Schnabel auf, als wär' er eine Posaune.“

„Vun wos wird er lachen? Vun a alten Mann lacht er, daß er's schwer hat“, beklagt sich Kuschel, indem er an einer neuen Kartoffel kaut und schlängt. „Es ist nicht gut, ainen Müden auszulachen.“

Marzelle kann nicht anders, sie blickt zum Hütejungen hinüber und fällt in sein Gelächter ein; sie hatte wohl verstanden, daß er alles gesehen hatte. Nun lag es an ihr, ihm zuzublinken, daß er schweigen solle.

Kuschel, nachdem er die übriggebliebenen Pellkartoffeln verstaubt hat, erklart dazu: „Werd ich heimtragen zu mainem Weib, sie ist sehr krank.“

Er schließt seine Gefäße, nimmt den Sack auf den Rücken und seuzt tief auf.

„Wehele, hot Ihr kain Hühnchen zu varkaufen? a? ain Huhn oder ain Hahn?“

„Nichts da. Wer wird dir jetzt schon ein Huhn verkaufen!“

„Nu, hört sach ain, maine Frau ist a su krank. Sie muß haben a Hühnle, und ich hab kains.“ Ganz kläglich bringt der Kuschel das heraus, packt sich seinen ganzen Kram auf und geht zur Tür. Der Alte atmet stoßweise, das Tragen fällt ihm schwer: kaum daß er seine Füße noch heben kann; und er muß dabei durch den Matsch waten, bei solcher Glätte, naß und schmutzig bis zu den krummen Knien — und dort, zu Hause, liegt seine Alte alleine, krank, hilflos.

„Ui weih, doß maine Widersacher so leicht leben möchten, wie ich leicht zu leben habe“, stöhnt er im Gehen.

Kaum ist er über die Schwelle, brechen der Hütejunge und Marzelle wieder in schallendes Gelächter aus.

„Na, ihr Unverschämten, habt ihm wohl wieder einen Streich gespielt?“ Die Gerdvillin ahnt es schon.

Marzelle hebt mit spitzen Fingern an ihren Schwänzen drei Heringe hoch.

„Was? Du Unverschämte hast ihm die gestohlen? Ach, du Schmierfink!“ Ja, selbst die Schwiegertochter ist darüber belustigt; die beiden aber lachen noch herzlicher.

„Kein Mitleid hast du mit seiner Armut, du Schamlose“, schimpft die

Gerdvillin, „wahrscheinlich hast du ihm den Verdienst eines ganzen Tages weggestohlen. Und da liegt nun seine Frau, hungrig vielleicht. Und du fürchtest nicht Gott?“

„Der wird schon nicht umkommen“, verteidigt sich Marzelle, „unser-einer wird mehr als genug von dieser Sorte betrogen.“

„Das ist ihr Handwerk. Aber wir werden's ja schon, was dir der Herr Pfarrer erzählen wird, wenn du zur Beichte gehst.“

Ganz still wurde da die Marzell; denn sie erschrak sehr, als sie sich des Herrn Pfarrers erinnerte. Das stach ins Herz: es mag ja wirklich so sein, daß der Kuschel und seine Familie Not leiden. Ach, es fiel ihr nun ein, wie gierig er vorhin die Pellkartoffeln hinunterschlang. „Euch beiden wird das Lachen noch vergehen, wenn ihr im Jenseits, die Heringe zwischen den Zähnen eingebissen, den Kuschel betteln werdet, daß er sie ja wieder zurücknehme!“ jagte ihnen Monike den Schrecken ein.

„Das wirst du nicht erleben, daß ich je einen Juden anbettele“, widersprach der Hütejunge, „oder meinst du, da werden etwa auch Juden sein, wo wir Katholiken hinkommen?“

„Warte nur ab: wenn du dann in die Hölle kommst, wirst du genug vorfinden — Juden und Katholiken, Herren und Bettelleute.“

„Mein Gott, ist das denn schon ein Vergehen vor Gott, einen Juden zu betrügen“, versuchte sich Marzelle wieder zu rechtfertigen, „sie haben doch unsern lieben Herrgott gepeinigt und gekreuzigt.“

„Oh, Mädchen!“ seufzte die Gerdvillin. „Wieviel peinigen, wie oft kreuzigen wir unsern allerliebsten Herrgott täglich ... Wir ... und Er vergibt uns alles ...“

II.

Marzelle träumte, daß sie in den Himmel kam. Schön war es dort — wie in der Kirche zu Piwaschuen. Überall brennen Kerzen, Lampen; Er selbst, der Herrgott, grauhaarig, mit einem langen Bart, sitzt oben auf dem Hochaltar und rings um ihn schweben lauter Engellein: die einen klitzeklein, wie auf dem Bilde der heiligen Jungfrau zu Morkine, über und unter und rings um den lieben Gott fliegen sie; die andern — die sind schon groß, sind mit langen Gewändern bekleidet, haben mächtige Flügel hinter den Schultern und knien bei dem Altar mit gefalteten Händen, wie die jungen Kapläschen oder die Priester-Seminaristen, und geben Gott die Ehre.

Der ganze weite Himmel ist voller Gestorbener; von denen, die noch leben, hat Marzelle auch nicht einen einzigen entdeckt. Darob laß ihr eine Gänsehaut den Rücken hinab und im Herzen rührte sich die bange Frage, ob sie wohl auch schon gestorben sei, weil sie ja in den Himmel gekommen ist. Nur erinnern konnte sie sich nicht, wann sie denn gestorben sei. Doch hatte sie keine Muße, darüber nachzudenken, denn immer mehr Gestorbene zwängten sich durch das enge Pfortchen in den Himmel, drängten bis dahin, wo sie stand, stießen und schubsten sie sogar bis in die Ecke und quetschten sie arg an die Wand. Das Gedränge der Heimgegangenen im Himmel wurde noch schlimmer als das in der Kirche zu Morkine anlässlich der Ablaßfeiertage des heiligen Rochus. Und sie alle hatten schöne, feine Kleider an, als wären sie erst eben beerdigt worden. Da sah sie Männer und Frauen, Herren, Pastoren und einfache Leute.

Die feinen Herren und Damen saßen jenseits eines Gitterzäunchens, näher zum lieben Herrgott; als Marzelle das sah, konnte sie es nicht unterdrücken, einmal aufzuseufzen:

„O Du mein lieber Gott, Herrenleute haben's also auch im Himmel besser!“

Da entdeckte Marzelle viele ihrer Bekannten: die einen waren schon lange tot, die andern erst im vorigen Jahre gestorben. Da war Peter Lukoschunas, ihr Taufvater, bei dem sie als Hütemädel und Jungmagd fünf Jahre lang in Diensten gewesen war; da sah sie auch Frau Wachs, ihre Taufmutter, die ihr ein Seidentüchlein geschenkt halte, als sie zur Erstkommunion ging. Nun ja, das Tüchlein war nicht mehr ganz neu, in der Mitte schimmerte sogar ein kleines Löchlein durch. Marzelle jedoch pflegte es allemal umzubinden, wenn sie sich zu einer größeren Kirchweih begab. — Da waren noch viele andere, derer sich Marzelle kaum noch erinnern konnte.

Da steht also nun Marzelle in der Nähe der Tür, an die Wand gepreßt, und schaut sich um. Sie sieht dort, bei dem Gitterzaunchen, ihr altes Mutterchen knien. Ach, sie spürt es, wie sehr sie sich nach ihrem lieb Mutterchen geseht hat — so eng wird es ihr im Herzen, es ist wie in eine harte Zange genommen. Ach, jetzt wird sie sich aussprechen können, o, alles wird sie ihrem Mutterchen erzählen, all ihre kleinen Sorgen und Nöte ausplappern, wie das so war, als das Mutterchen noch nicht gestorben war und an jedem Feiertage zu ihr herüberkam.

Furchtlos drängt sich Marzelle geradewegs dorthin, wo das Mutterchen kniet, macht sich den Weg mit den Ellenbogen und Schultern frei, pufft den einen in die Seite, trampelt dem andern auf den Fuß — so daß die Seelen die förmlich gram und böse werden. Sie aber achtet gar nicht darauf und drängelt weiter.

Schon bis zur Mitte des Himmels hatte sie sich hindurchgezwängt ganz nahe vor schon die Mutter — nur noch ein paar Schritte weiter zu tun — da vertrat ihr ein Engel den Weg. Mit weißen Kleidern war er angetan; ein breites, rotes Band mit goldenen Sternen prangte quer über seiner Brust, in der Hand hielt er ein mächtiges goldenes Zephor.

„Was zwangst du dich da hindurch, als hättest du den Verstand verloren und störst die Seelen, Gott den Vater anzubeten und zu preisen“, rief er Marzelle zur Ordnung. Er besah sie von Kopf bis zu Fuß und fügte noch hinzu: „Bist hier so schmierig und schmutzig hereingekommen und besudelst die weißen Kleider der Seelen.“

Marzelle schaute an sich herab. Wirklich! Sie war ja schmutzig, hatte ihren Arbeitsrock an und das Blusenhemd gewiß seit zwei Wochen nicht mehr gewechselt. Da schämte Marzelle sich sehr, erschrak, und senkte den Blick ganz zu Boden. Der Engel aber schaute gestrenger und immer noch gestrenger auf sie.

„Wozu hast du die Heringe in Gottes Haus mitgebracht?“ fragt der Engel. „Um Gestank zu fabrizieren? Gib die Heringe her, hinaus damit.“

Tatsächlich! Marzelle sieht's nun: in den Händen hält sie die Heringe, genau dieselben, die sie aus dem Eimer des Kuschel gestohlen hatte. Wie und wann sie diese an sich genommen hatte und hierhergebracht — das wußte sie selber nicht. Sie konnte sich lediglich daran erinnern, daß sie die Heringe schon aufgegessen hatte — und der Schreck wurde noch größer. Und jetzt spürte Marzelle auch ganz deutlich, daß es von den Heringen tropfte, durch die Finger, auf das Kleid . . . Um so schneller reckte sie ihre Hände dem Engel entgegen, ihm die Heringe ab-

zugeben. Der rief einen anderen, kleineren Engel herbei und sprach: „Nimm ihr die Heringe ab und wirf sie hinaus. Im Himmel trinkt man himmlischen Trank, im Himmel ißt man himmlische Speise, nichts Irdisches. Heringe braucht man hier nicht mehr.“

Das kleine Engeltchen hatte schon die Hand ausgestreckt, um die Heringe in Empfang zu nehmen, da erhob sich jenseits der Himmelsfür die bekümmerte, ja, erboste Stimme:

„Gebt her die Heiringe! Dos sain maine Heiringe, die hot sie mir gestohlen!“

Marzelle erkannte sie sofort: es war Kuschels Stimme — und noch größer wurde ihr Erschrecken. Sie sah, wie die Seelen sich immer mehr von ihr zurückzogen. ja selbst der liebe Gott, der da droben thronte, hatte die Stirn in Falten gelegt. Marzelle fürchtete sich, fürchtete die Augen zu ihm zu erheben, aber von unter den Lidern heraufblinzeln sah sie wohl, daß Er zürnte. Und dieser unverschämte Kuschel hört nicht auf, hinter der Tür Krach zu machen. O, sie wird ihm den Bart ausraufen; ja sie wird sogar den Hütejungen bitten, den Wolfshund loszulassen! Hat er's nicht verdient? Wenn er es schon erfahren hat, er hätte es ihr irgendwo anders sagen können, hatte unter vier Augen Bezahlung verlangen sollen — aber doch nicht hier, im Himmel, so unter den Augen der Engel und Gottes.

„Gott der Gerechte, ist keine Gerechtigkeit im Himmel, daß man mir die Heiringe nit wiedergibt?! Tut man auch dort ain Laid an für ain armen Jidd?“ lamentiert Kuschel weiter.

„Was? Du hast Heringe gestohlen und hast dich damit in den Himmel begeben? Hast in Gottes Behausung Diebesgut mitgebracht?“ fragt der Engel; aber Marzelle schweigt, als hätte sie ihren Atem festgebissen: so sehr ist sie erschrocken.

„Wenn du solches tust und dazu noch schweigst und keine Erklärung gibst, komm, zum lieben Gott, Er mag dich bestrafen, wie du es verdient hast!“

Der Engel ergriff sie bei der Hand und führt sie durch den ganzen Himmel, geradewegs an den Thron Gottes zum Altar. Marzelle sieht fürchterliche Schande aus, am liebsten möchte sie, daß sich die Erde auftue und sie darin versinke. Denn alle ziehen sich von ihr zurück, als hätte sie die Krätze, alle sind verärgert und erbost.

Diebsgesindel! Hat dem Juden die Heringe gestohlen ... hört Marzelle im Vorbeigehen.

Und die Seelen begleiten sie mit bösen Blicken. Ach, am allerschwersten wurde es der Marzelle, als der Engel sie an jener Stelle vorbeiführte, wo ihr Mütterlein kniete. Obgleich Marzelle mit tief gesenkten Augen vorbeiging, so fühlte sie doch, wie ihr Mütterlein voller Schmerz sie ansah. Sie fühlte es auch, wie sie selbst flammend errötete, wie die Beere der Eberesche; jedenfalls schien es ihr so, daß sie so sehr errötete.

„Hast du dem Kuschel die Heringe gestohlen?“ fragt der liebe Gott, als Marzelle zu Seinem Thron gekommen und niedergekniet ist.

Da schweigt Marzelle, als wäre sie stumm, nur die Augen bedeckt sie mit der freien Hand und zittert wie Espenlaub.

Der liebe Gott schweigt und wartet auf die Antwort der Marzelle. Er erwartet sie nicht, wendet sich daher an den Engel und befiehlt: „Stoß sie hinaus in die Hölle, übergebt sie den Teufeln, auf daß sie gequält werde bis in alle Ewigkeit.“

Kaum hatte der liebe Gott es ausgesprochen, da sprangen schon die

Engel herbei und stießen sie zum Himmel hinaus, ehe sie auch nur einen Atemzug tun konnte. Und die Tür ward verschlossen.

Jenseits der Tür war es drohend finster und schrecklich. Und im selben Augenblick, da die Tür ins Schloß fiel, umringten sie von allen Seiten die Teufel. Die gehörnten, beschwänzten Gestalten, denen ein Feuer aus dem Rachen loderte, wie aus einem offenen Kamin, drängten, einer über den andern kletternd, auf Marzelle zu, o, und der allereckligste zielte schon mit der Mistgabel, sie aufzuspießen. Als Marzelle das wahrnahm, klammerte sie sich an die Himmelstür, schrie mit gellendem Schrei und — erwachte.

Hellwach saß sie nun in ihrem Bette, in Schweiß gebadet, bebend, als hätte sie einen Schüttelfrost bekommen.

Ihr erster Gedanke — raus aus den Federn, hin zum Kuschel, alles bekennen und um Vergebung bitten. Doch stellte sie fest, daß die Fenster noch schwarz vor Nacht waren, es war finster und Merkin, wo Kuschel wohnte, ist ja so weit, ach, so weit! Außerdem: wo wirst du ihn des Nachts schon auffinden?

Die Leute werden noch meinen, sie habe den Verstand verloren ... Lange, lange saß Marzelle so in ihrem Bette, ganz zusammengekauert, und wandte ihre Blicke angstvoll von einem zum anderen Fenster, ob da nicht doch durch eines so ein Gehörnter hereinsteige.

Danach schlug sie ein Kreuz über das Bett, die Diele, alle vier Wände, je ein Kreuz auch für alle Ecken und Winkel und mit besonderer Inbrunst die Fenster und Türen. Nachdem sie allem den Segen erteilt hatte, stand sie auf, schlich zum Bett der Gerdvillin und begann, es vorsichtig abzutasten, denn sie suchte das Kleid, Marzelle fand es. Mit vor Angst zitternden Händen, daß jemand vielleicht aufwachen könne, langte sie in die Tasche und holte den Spindschlüssel hervor.

Behutsam öffnete sie die Tür, ganz darauf bedacht, daß sie ja nicht knarre, und schlich in das Vorhaus. Dort — wiederum mit aller gebotenen Vorsicht lauschend, ob niemand aufgewacht sei — schloß sie das Schränkchen auf und fing an, im Dunkeln tappend nach dem Schlüsselchen zu suchen in welchem — sie wußte es wohl — die Eier liegen mußten.

Sie fand ein Gefäß, fuhr mit der Hand hinein — und Frischmilch war darin; ein anderes — und mit allen fünf Fingern faßte sie in die Sahne; und da — war sie mitten in der Grütze. Schließlich entdeckte sie auch die Eier. Sechs nahm sie heraus, schloß das Spind ab; die Eier aber vergrub sie im weißen Sand, der seit dem Herbst eine Ecke des Vorhauses füllte, damit man auch im Winter die frischgelegte Diele schon bestreuen könne.

Nachdem sie die Eier versteckt hatte, kehrte Marzelle ebenso behutsam in die Stube zurück, steckte das Schlüsselchen wieder an den Ort, woher sie es genommen hatte, legte sich ins Bett und schlief seelenruhig ein.

Am andern Tage wunderte sich die Gerdvillin darüber, daß die Tür des Schränkchens und die der Stube und auch ihr eigenes Kleid milchig waren. Sollte sie etwa im Traum zum Spind nachgewandelt sein? ...

Als sie sich jedoch die Töpfe und Schüsseln besehen hatte, bemerkte sie, daß Eier fehlten, und sie fiel über den Hutejungen her. Der verteidigte sich, beteuerte unter vielen Flüchen, daß er sie nicht genommen habe; aber die Gerdvillin glaubte ihm nicht.

Alles das hörte Marzelle auch mit an und schwieg. Jetzt buddelt sie

jeden Abend im Sand herum und prüft, ob die Eier noch da sind. Sie wartet voller Ungeduld auf den Feiertag, da wird sie zum Kuschel gehen, ihm damit die gestohlenen Eierlinge zu bezahlen. Dann wird sie sich bestimmt nicht mehr fürchten, daß der liebe Gott wieder befehlen könnte, sie wegen Diebstahls aus dem Himmel hinauszuerwerfen! ...

Juozas, der kluge Dumme

Im Kauon der zwanziger Jahre lebte unter den zahlreichen Vagabunden und Originalen, die die Stadt beherbergte, ein männliches Individuum, das den meisten Bewohnern der Altstadt unter dem Namen „der ehrliche Juozas“ bekannt war. Juozas war beschränkt, ja ein bißchen idiotisch, aber ehrlich wie die Sonne, und bestritt seinen Unterhalt durch allerlei kleine Dienstleistungen. So hatte Juozas in einem großen Schuhgeschäft auf der Laisves Alcja durch Botengänge, Aufräumearbeiten und ähnliche Arbeiten den Betrag von 30 Litas aufgearbeitet, ohne daß der Geschäftsinhaber wahrscheinlich weil er Juozas für einen Vollidioten hielt — daran dachte, den verdienten Lohn auszuzahlen. Als einige Mahnungen nichts halfen, schritt Juozas zur „Selbsthilfe“. Er holte sich einen Glaser, druckte diesem ein Stück Buntkreide in die Hand und befahl ihm, in dem Riesenschaufenster des Schuhgeschäftes eine Glasfläche im Werte von 30 Litas anzumerken. Als der Glaser in die riesige Scheibe ein kleines Stück eingezeichnet hatte — das Schaufenster hatte gut und gerne den Wert von 800 bis 900 Litas — zog Juozas einen Stein aus der Tasche, schleuderte ihn mit aller Wucht gegen den vom Glaser bezeichneten „30-Litas-Teil“ der Scheibe, ging danach ins Geschäft und rief: „So, jetzt seid ihr mir nichts mehr schuldig!“ Der Inhaber hutete sich, Juozas anzuzeigen und blechte für ein neues Schaufenster. Wer sorgt schon nach selbstbesorgtem Schaden auch noch selber für den Spott!

Das rätselhafte Lied

Unbekannter
litauendeutscher Dichter

*Der Freude bunter Falter
Flog durch mein Jugendland,
Und über seinen Schwingen
Des Glückes Leuchten stand.*

*Aus blauen Fernen lönte
Ein rätselhaftes Lied,
Das sehnsuchtsschwer die Seele
Zur Welt der Sterne zieht.*

*Im kalten Strom des Lebens
Starb warmes Jugendglück.
Doch immer kehrt in Träumen
Das Rätsellied zurück.*

Litauen -

Bauernland, Pferdeland!



Nach den Erzählungen von Vater und Großvater, waren es die Fürsten Oginsky, zwei Brüder, die sich um die Pferdezucht in Litauen—Rußland Gedanken machten. Ungefähr in der Zeit um 1875 oder 1880 brachten sie russische Steppenpferde nach Litauen. Die besonders ausgesuchten, zur Zucht tauglichen Steppenpferde, wurden mit den litauischen Bauernpferden gekreuzt. Das Ergebnis dieser Kreuzung waren stämmige, kurze, gedrungene, sehr widerstandsfähige Tiere, in der Pferdehändlersprache „Kunter“ genannt, in Niederlitauen, Zemaitija, beheimatet. Es war das dankbarste Tier für den Bauern im Osten, genügsam im Futter, stark und gesund. 20, 30 oder noch mehr Verst zogen sie Wagen oder Schlitten, Sommer wie Winter, meist im Trab, wir nannten ihn Zuckeltrab. Am Ziel ihrer kilometerweisen Wege standen die Pferde geduldig, den Futtersack um den Kopf geknüpft, da, schnupperten und mahlten das Futter im Maul, staunten mit treuen Augen gelassen in die Menschenmenge, war es nun Markt oder Hochzeit. Unermüdllich waren sie immer für ihren Herrn bereit.

Um 1911 war es dann Baron von Knoch, ein großer Pferdekennner und Liebhaber, der die Pferdezucht in Litauen auffrischte. Er holte 2jährige Zuchtstiere und Stuten aus Belgien und baute auf seinem Gut eine große Pferdezucht auf. Die neugekreuzten, zur weiteren Zucht geeigneten Zuchtstiere verkaufte er an die Bauern, damit auch sie wieder neues Blut in den Stall bekamen. Aus dieser Zucht sind die besten Pferde für den Export hervorgegangen.

Nach dem deutsch-französischen Krieg wurde der Welthandelsvertrag geschlossen. Dadurch war auch die Möglichkeit für den Pferdeexport aus dem Osten ins Ausland gegeben. In Litauen, dem damaligen Rußland, waren es August Krebs, Gustav Schickedanz sen., Robert Schickedanz und Horn, die die ersten Pferde ins Ausland verkauften. Sie kauften Arbeitspferde für Ziegeleien und Acker, brachten die Tiere bis Tilsit, verladen sie dort in Eisenbahnwaggons bis Berlin. In Berlin, Lehrter Straße, wurden die Pferde ausgeladen, gefüttert und zum Kauf angeboten. Holländische Kaufleute begutachteten die Pferde nach allen Regeln der Pferdehändlerkunst und kauften einen Teil des Transportes. — Gestaut haben damals die Berliner, Großvater und seine Freunde über die Holländer; denn die waren zum Einkauf nach Berlin in Holzschuhen gekommen (Gänserumpfen sagten wir zu Hause). Nachdem die nächsten Transporte Pferde in Berlin wieder von den Holländern gekauft wurden und gute Geschäftsbeziehungen sich angebahnt hatten, erschienen eines Tages die Holländer in Litauen bei Krebs und Schickedanz. Von nun an wollten sie direkt in Litauen Pferde kaufen.

Es waren die Holländer Mulder, Gebr. ten Duschate, Johann und Heinrich Grades, van den Hoff, Piet van Deursen und Menzman.

Auch deren Söhne haben noch lange bis nach dem ersten Weltkrieg bei den Söhnen von Krebs und Schickedanz Pferde gekauft.

Im Laufe der nächsten Jahre, so um die Jahrhundertwende, brachten Krebs und Schickedanz einige Transporte Grubenpferde nach Holland, denn die belgischen Kaulleute holten sich die Pferde, die sie brauchten — und sie wollten in der Hauptsache Grubenpferde — von ihrem Nachbarland und den holländischen Kollegen. Als die Belgier die litauischen Grubenpferde gut in den Kohlengruben ihrer Heimat absetzen konnten, kamen auch sie direkt nach Litauen einkaufend. So wurde der Pferdeexport immer mehr erweitert und die Pferde aus Litauen sehr begehrt.

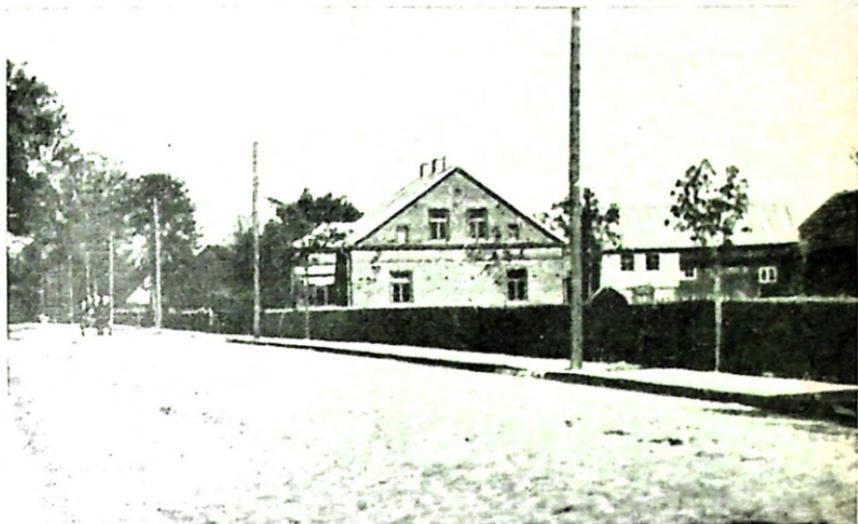
Auch hier möchte ich die ersten belgischen Kaulleute benennen, die so weit in das ferne, unbekanntes Rußland fuhren. Damals, vor 60 Jahren war ja eine Reise von Belgien oder Holland nach Litauen—Rußland eine „Weltreise“.

Die Kaulleute hießen: Vanderginste, Joseph Foque, Gebr. van Rompay. Später, nach dem ersten Weltkrieg, folgten noch die Herren Palm Meulmans und Sohn Albert, Rits, Joseph und Vanderweeken.

Der russisch-japanische Krieg 1904 machte diesem regen Handel ein Ende. Die Grenzen wurden für den Export gesperrt. Ja, und was sollten nun die Händler in Litauen tun, die Hände in den Schöll legen? Nein! Wer weiß, was ein Kaufmann ist, weiß auch, daß das für ihn unmöglich ist. Zwar besaßen sie auch Land, aber das unruhige Wander- und Händlerblut trieb sie um. So wagte es denn auch August Krebs mit seinem Sohn Max, Pferde über die russisch-deutsche Grenze nach Tilsit zu schmuggeln. Jeder Transport bestand aus etwa 10 bis 15 Pferden. In Tilsit wurden sie von einem Herrn Werthmann abgenommen, und dieser verkaufte die Pferde an Herren von der Deutschen Schutztruppe aus Deutsch-Südwestafrika. Dort war ja der Aufstand der Hereros und Hottentotten gegen die deutschen Kaulleute im Gange. Die Kaulleute hatten bei der deutschen Regierung in Berlin um militärischen Schutz und Hilfe gebeten. Die Schutztruppen sollten den Aufstand niederkämpfen. Sie brauchten Pferde, auch als Trag- und Lasttiere, dazu eigneten sich die kleinen, zähen litauischen Pferde am besten. Durch den afrikanischen Busch mußten sie Maschinengewehre und Munition tragen. So ging auch dieses Kriegs- und Schmuggeljahr vorüber.

Nach Kriegsende begann der normale Handel und wurde immer weiter ausgebaut.

1908, 18 Jahre alt, versuchte Ewald, ein Sohn von August Krebs, selber sein Glück. Er nahm Geld auf, kaufte einen Transport Pferde, verlor ihn in Tilsit und fuhr zugleich als Transportbegleiter nach Belgien. Dort konnte er mit kaufmännischem Geschick die Pferde gut absetzen. Voller Tatkraft und mit neuen Aufträgen kehrte er in die Heimat zurück und wurde, so jung er war, ein selbständiger Pferdeexporteur. Nur einige Jahre Kaufmannsglück und der erste Weltkrieg zerstörte alles wieder. Ziemlich große Verluste für die Kaulleute, besonders aber für den jungen Kaufmann. Ein Transport sollte über die Grenze gehen, doch ein Telefonanruf an die Grenzbeamten, sofort die Grenzen zu sperren, nichts und niemand mehr durchzulassen; russisches Militär kassierte die Pferde — das war ein schwerer Schlag. Mit ein



Das Anwesen von Max Krebs in Neustadt/Tauroggen, von dem unser Bericht erzählt.

paar Rubel in der Tasche stand der junge Kaufmann da, voller Wut und Verzweiflung.

Die vier harten Kriegsjahre wurden von beiden Händler-Familien einigermassen heil überstanden.

Endlich war der Frieden da, brachte für Litauen die Freiheit und Selbständigkeit, den Aufbau eines neuen Staates. Auch seine Bewohner mußten neu anfangen. Verwüstungen, Tod und Armut, war das der Anfang für ein neues Leben? Und doch, das Leben ging weiter.

In den ersten Wirren der Nachkriegszeit war an Export kein Gedanke. So wurde im Lande selbst gehandelt. Dann begann man die ersten Fuhler nach Belgien und Holland auszustrecken. Und 1923 war es endlich soweit. Die alten, bekannten Gesichter tauchten auf. Holland und Belgien wollten wieder Pferde, sobald und soviel wie möglich.

Der Bestand der Pferde in Litauen war durch den Krieg sehr vermindert, außerdem sollten die Pferde durch neues Blut aufgefrischt werden. Von Belgien wurden 2jährige Zuchthengste und Stuten importiert und an die Bauern verkauft. 1926 kam der erste Auftrag aus England.

Ein Schiffstransport wurde in Memel zusammengestellt: 45 Pferde, 280 Schafe, 270 Zuchtkühe und Ochsen. Erst Jahre später gingen noch einige Schiffstransporte nach England.

Inzwischen waren die Gebr. Krebs Ewald, Max und Hugo, sowie Gustav jun. und Hugo Schickedanz, Geschäftsteilhaber geworden. Jahre später, als der Sohn von Max Krebs erwachsen war, schied Max als Teilhaber aus und machte sich mit seinem Sohn Waldemar selbständig.

1928 wurden Kavalleriepferde im Auftrag von van Rompay nach Belgien verladen, sie waren für die belgische Gendarmerie bestimmt.

Von 1935 begannen auch Schweizer Kaufleute Pferde in Litauen zu kaufen. Fast jede Woche gingen Transporte nach der Schweiz, meist waren es Wagen- und Arbeitspferde, einige Male auch Reitpferde.

Gebr. Krebs und Schickedanz lieferten hauptsächlich nach Holland, Belgien und in die Schweiz; Gebr. Rachlin und Gamson, jüdische Kaufleute, nach Dänemark.

In den Jahren 1928 bis 1935 gingen Pferdetransporte auch nach Lettland. Einige der treuesten Kaufleute aus Belgien aus den Jahren 1924 bis 1940 waren die Herren Palm Meulemans und Sohn Albert sowie Joseph Rits.

Die besten Pferdemarkte in Litauen bestanden in Skaudvile, Raseinen, Kelme, Jurbarkas, Kedainen, Laukuva, Kražiai und Tauroggen. In Skaudvile wurden zum Beispiel fast jeden Dienstag 100 bis 150 Pferde für das Ausland von den Exporteuren gekauft.

Im Durchschnitt sind in den Jahren 1923 bis 1940 von allen Pferdeexporteuren in Litauen jährlich ungefähr 8000 bis 10 000 Pferde exportiert worden: nach Holland, Belgien, Schweiz, Dänemark und Lettland, einige Male auch nach Deutschland und England. Während der Weltkrisenjahre hörte der Export ins Ausland fast ganz auf.

Für den wirtschaftlichen Aufbau Litauens von 1918 bis 1940 war der Pferdeexport von großer Bedeutung. Brachte er doch dem Staat Devisen. Belgien zahlte mit Dollar, Holland in Gulden und die Schweiz mit Schweizer Franken.

1939 und 1940 versuchte die litauische Genossenschaft „Maistas“ den Pferdeexport aus privater Hand zu übernehmen. Durch den Zusammenschluß aller Pferdeexporteure in Litauen konnte dies noch einmal verhindert werden. Der Einmarsch der Russen 1940 brachte das Ende für den Pferdeexport. Bei der Landwirtschaftlichen Ausstellung in Kauen auf dem „Zahasis Kalnas“, war es 1935 oder 1936?, erhielten die Gebrüder Krebs den 1. Preis und die Goldene Medaille für die besten Exportpferde nach Belgien, Holland und die Schweiz. Auf dem Diplom stand — wie mehrdeutig — der Name: „Brohams Krebsams.“ Wie unser alter Geschäftsfreund aus Belgien, Albert Meulemans, kürzlich berichtete, schickt Sowjetlitauen seit einiger Zeit Pferde in Massen und zu Spottpreisen nach Belgien. S.

* * *

Heimatliche „Baronkai“ (Kringel)

Aus Mehl, Wasser und etwas Salz mischt man einen Teig, den man gut durchknetet, bis er sich ziehen läßt, ohne zu zerreißen. Dann formt man lange Rollen in der Dicke eines Mittelfingers, schneidet sie in Stücke und fügt diese zu Ringen zusammen, die etwas größer sind als ein Fünfmarkstück. Dann wirft man sie in sprudelnd kochendes Wasser. Wenn die Kringel an die Oberfläche kommen, nimmt man sie mit einem Schaumlöffel heraus, läßt sie abtropfen und legt sie auf ein gefettetes Blech. Sie werden mit Salz, Mohn oder Kümmel bestreut und ein paar Minuten in recht heißem Ofen überbacken. Sie müssen ganz trocken sein. Wenn man den Kindern eine Freude machen will, reiht man die Kringel auf eine Schnur, bindet diese an den Enden zusammen und hängt den Kindern das ganze wie eine „Perlenkette“ um den Hals. Perlen, die man essen kann, sind besonders wertvoll!

Wer hat Anrecht auf Pflegezulage?

Der Präsident des Bundesausgleichsamtes hat die Bestimmungen über das Pflegezulagenrecht neu festgesetzt. Für die Zuerkennung von Pflegezulage kommen Unterhaltshilfeempfänger in Frage, bei denen körperliche oder geistige Gebrechen vorliegen, durch die der Geschädigte so hilflos ist, daß er nicht ohne fremde Wartung und Pflege bestehen kann. Hilflos ist ein Unterhaltshilfeempfänger dann, wenn er in regelmäßiger Wiederkehr, wenn auch nicht täglich, für zahlreiche Verrichtungen des Lebens notwendigerweise der Hilfe anderer bedarf. Die Hilflosigkeit braucht nicht ununterbrochen zu bestehen, muß aber in längeren oder kürzeren Zwischenräumen mit einer gewissen Regelmäßigkeit auftreten. Bei völliger Erwerbsunfähigkeit wird meistens Hilflosigkeit vorliegen. Vorübergehende Hilflosigkeit, zum Beispiel durch mehrwöchiges Krankenlager, begründet keine Pflegebedürftigkeit im Sinne der Vorschrift.

Unter „Gebrechen“ ist ein über den Begriff der Krankheit hinausgehender Körperzustand zu verstehen, der keinen wesentlichen Schwankungen mehr unterworfen ist und eine länger andauernde Hilflosigkeit bedingt, die nach allgemeiner Lebenserfahrung voraussichtlich mindestens für die Dauer eines Jahres bestehen wird, zum Beispiel Lähmungen, schwere Gliederverluste, Blindheit, schwere Fälle von Tbc, Krebs usw. Die Erreichung eines bestimmten Lebensalters genügt für sich allein noch nicht für die Annahme eines Gebrechens, jedoch ist ein höherer Grad von Altersgebrechlichkeit als Gebrechen anzusehen. Bei Vorliegen von Geisteschwäche kommt es darauf an, wie sich diese auswirkt. „Fremde Wartung und Pflege“ schließt nicht aus, daß die Pflege durch Familienangehörige geleistet wird, verlangt aber, daß ein Teil der Arbeitskraft der Pflegeperson durch die Pflege in Anspruch genommen wird.

Die „Erhöhung der Aufwendungen“ ist dem Grunde nach, nicht der Höhe nach zu prüfen. Im allgemeinen wird sich die Beurteilung des Vorliegens erhöhter Aufwendungen ohne eingehende Nachprüfung nach der allgemeinen Lebenserfahrung vornehmen lassen.

Eine Erhöhung der Aufwendungen ergibt sich nicht nur bei Entlohnung, sondern auch bei Gewährung von Unterkunft, Verpflegung u. ä. Eine Erhöhung der Aufwendungen kann auch unterstellt werden, wenn sie bei der Pflegeperson entstehen, zum Beispiel, wenn die Pflegeperson durch die Pflege gehindert wird, einer an sich möglichen Erwerbstätigkeit nachzugehen. Das „Halten der Pflegeperson“ setzt keinen Arbeitsvertrag voraus; das Bestehen eines tatsächlichen Verhältnisses genügt. Ob die Pflege durch Familienangehörige oder durch Dritte erfolgt, ist unerheblich; sie darf nur nicht durch den Ehegatten erfolgen.

Die Pflegeperson muß „ständig“, das heißt über längere Zeiträume hinweg, zur Verfügung stehen. Die ständige Pflege darf nicht nur in gelegentlichen kurzen Handreichungen bestehen, sondern setzt regelrechte pflegerische Betätigung voraus; dauernde Anwesenheit wird jedoch nicht verlangt. Art und Umfang der Pflege richten sich im Einzelfall nach dem Grad der Hilflosigkeit und den individuellen Gesamtumständen. Haushaltszugehörigkeit der Pflegeperson ist nicht erforderlich. Zugehörigen und ähnliche Personen, die lediglich Aufräumarbeiten- und Reinigungsarbeiten verrichten, sind nicht Pflegepersonen.

Auch bei Unterbringung eines Unterhaltshilfsempfängers in einer Anstalt oder in Heimpflege ist Voraussetzung, daß im Einzelfall Pflegebedürftigkeit vorliegt. Weitere Voraussetzung für eine Zuerkennung einer Pflegezulage ist, daß seitens der Anstalt oder des Heimes Pflegepersonal gestellt wird. Ein besonderer Nachweis über die Erhöhung der Aufwendungen ist bei Heimunterbringung nicht erforderlich.

Sind beide Ehegatten pflegebedürftig oder ist ein Ehegatte pflegebedürftig und der andere infolge körperlicher Behinderung nicht in der Lage, die Wartung und Pflege des hilflosen Ehegatten zu übernehmen, so kann auch Ehegatten im Falle des Haltens einer Pflegeperson und bei Vorliegen der sonstigen Voraussetzungen Pflegezulage gewährt werden. Es kann jedoch auch bei Pflegebedürftigkeit beider Ehegatten nur einmal die Zulage von 50 DM (bei Heimunterbringung von 20 DM) gewährt werden. Befindet sich einer der beiden pflegebedürftigen Ehegatten in einer Anstalt oder in einem Heim, so kann die Pflegezulage von 50 DM gewährt werden. Die „körperliche Behinderung“ des anderen Ehegatten ist nicht nach den strengen Grundsätzen über die „Hilfslosigkeit“ zu entscheiden. Es genügt hierfür die körperliche, d. h. auf Krankheit oder Schwäche beruhende Unfähigkeit, die Wartung und Pflege des hilflosen anderen Ehegatten zu übernehmen. Bei der Entscheidung sind die Umstände des Einzelfalles maßgebend. Hierbei sind auch die Schwere der Pflege und der Grad der Hilfslosigkeit des Pflegebedürftigen zu berücksichtigen.

Wird Pflegezulage nachträglich für zurückliegende Zeiträume begehrt, so ist mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten der Erhöhung für die Vergangenheit eine besonders strenge Prüfung angeordnet worden. Wird die Pflegezulage nicht innerhalb eines angemessenen Zeitraumes nach Eintritt der Voraussetzungen begehrt, so ist in der Regel die Pflegezulage höchstens bis zu zwölf Monaten rückwirkend zu gewähren. Waren jedoch in den Unterlagen des Ausgleichsamtes gewichtige Anhaltspunkte über eine etwaige Pflegebedürftigkeit enthalten, ohne daß das Ausgleichsamt von Amts wegen die Gewährung der Pflegezulage geprüft hat, so ist, wenn die Voraussetzungen auch für einen länger zurückliegenden Zeitraum erfüllt sind, die Pflegezulage auch für diesen längeren Zeitraum rückwirkend zu gewähren.

Wir haben die Gelegenheit, die uns unser Jahrbuch bietet, genutzt, um einmal ausführlich über das Pflegezulagenrecht zu berichten, da wir befürchten, daß es viele Landsleute gibt, die bisher nicht gewußt haben, daß die Möglichkeit besteht, eine Erhöhung der Unterhaltshilfe um 50 DM (bei Unterbringung in einem Heim um 20 DM) monatlich zu erwirken.

.....

Frischsaure Gurken

Man nimmt dazu frische, gleichmäßige Gurken von etwa 12 cm Länge, wäscht sie gut und schneidet ihnen die Spitzen ab. Sie werden in ein großes Glas oder in einen Krug gepackt und dazwischen reichlich in Würfeln geschnittener Meerrettich, Dill und Kirschen- oder Johannisbeerblätter gegeben. Man übergießt sie mit ausgekühltem Salzwasser, d. h. Wasser, das mit 50 g Salz je Liter aufgekocht worden ist, bindet sie zu und läßt sie, mit der Lösung völlig bedeckt, mindestens 48 Stunden stehen.

A N S C H R I F T E N

Landmannschaft der Litauen-Deutschen im Bundesgebiet e. V.

SPRECHER: Prof. Dr. Johannes Strauch, Linz (Rhein), Im Muzenbruch 15, Telefon 7 23.

BUNDESGESCHÄFTSSTELLE: Hannover, Engelbosteler Damm 75 A, I Zi. 10, Telefon 7 34 69.

REFERAT FÜR RENTENFRAGEN: Arthur Radetzky, Scharnhorst 39, Kreis Verden (Aller).

REFERAT FÜR HEIMKEHRERFRAGEN: Albert Unger, Essen, H.-Strunk-Straße 7.

GESCHÄFTSSTELLEN DER GRUPPEN:

Schleswig-Holstein: Arthur Hoffmann, Rendsburg, Danziger Straße 2.

Hamburg: Dr. Erik Boettcher, Hamburg 13, Oderfelder Straße 20.

Bremen: Emil Koschek, Bremen, Rembertistraße 29.

Bremerhaven-Wesermünde: Edmund Scharfner, Bremerhaven-Suhl., Düllmannsweg 9.

Bremervörde: Dr. Gustav Kubat, Gyhum über Rotenburg (Han).

Osterholz-Scharmbeck: Ewald Bronnemann, Osterholz-Scharmbeck, Königsberger Straße 23.

Verden: Arthur Radetzky, Scharnhorst 39, Kreis Verden (Aller Oldenburg); Lydia Radetzky, Leer (Ostfriesl.), Evenburgallee 66.

Diepholz: Pastor Alfred Franzkeil, Freistall über Sulingen, Betheler Zweiganstalten.

Hannover: Hermann Hahn, Hannover, Odeonstraße 13 II.

Braunschweig-Salzgitter-Lobenstedt: Woldemar Günther, Salzgitter-Lobenstedt, Marlin-Luther-Straße 2, Telefon 4 20 75.

Lüneburg: Eduard Kolbe, Amelinghausen über Lüneburg.

Nordrhein-Westfalen: Albert Unger, Essen-West, H.-Strunk-Str. 7.

Brotkwas, ein herrliches Erfrischungsgetränk

Man gibt alles, geröstetes Vollkornbrot in ein irdenes Gefäß und übergießt es mit kochendem Wasser. Nachdem das Wasser lauwarm geworden ist, filtert man es durch eine Serviette und gibt Hefe hinzu. Das Getränk muß nun zwölf Stunden an warmer Stelle stehen. Dann schäumt man es ab und füllt es vorsichtig, ohne den Bodensatz, in Flaschen. Dazu gibt man dann in jede Flasche eine Rosine. Die Flaschen dürfen aber nicht ganz voll gefüllt sein. Danach verkorkt man sie und bindet sie nach Möglichkeit auch noch zu. Nun müssen die Flaschen zwei Tage kalt am besten auf Eis — gehalten werden. Und dann — wohl bekunung!

Um zwölf Flaschen Kwas zu erhalten, braucht man ein kg altbackenes, geröstetes Schwarzbrot, 15 Liter kochendes Wasser und dreißig Gramm Hefe.

- Mülheim (Ruhr):** Otto Reinhard, Mülheim (Ruhr), Aktienstraße Nr. 118a, und Otto Müller, Mülheim/Ruhr-Dümpten, Ilseweg 5.
- Duisburg:** Richard Krause, Duisburg, Sternbuschweg 102c.
- Oberhausen:** Wilhelm Rattensperger, Oberhausen-Slerkrade, Emscherau 20.
- Köln:** Johann Pritschkat, Köln-Riehl, Weltsteinstraße 1.
- Essen:** Ing. Hel. Stredich, Essen, Jos.-Lenner-Straße 26.
- Bochum:** Edmund Klein, Haltingen, Schillerstraße 10.
- Bielefeld:** Albert Blum, Bielefeld, Heeperstraße 278.
- Düsseldorf:** Sigismund Blum, Düsseldorf, Solinger Straße 30.
- Rheinland-Pfalz:** Erika Mitzkewitsch, Kaiserslautern, Hilgardring 33.
- Hessen:** Richard Freimann, Frankfurt/Main-Zeilsheim, Siedlung Friedenau, Risselsteinweg 17.
- Baden-Württemberg:** Johann Spertal, Silberberg über Leonberg (Württemberg).
- Stuttgart:** Lydia Januszis, Stuttgart-Mühlhausen, Aldinger Straße Nr. 131.
- Bayern:** Eugen Foerster, Bamberg, Am Obstmarkt 7.
- Niederbayern:** Ewald Gerulat, (13b) Blindham, Post Neustift über Vilshofen (Niederbayern).
- Franken:** Walter O. Lüneburger, Nürnberg, Schweinauer Hauptstraße 48.
- Schweinfurt:** Theodor Knappke, Schweinfurt, Ludwigstraße.
- Bad Kissingen:** Waller Hoffmann, Bad Kissingen-Garritz.
- Berlin:** Arnold Sahm, Berlin NW 21, Perleberger Straße 12.
- Hilfskomitee der Evangelischen Deutschen aus Litauen**
Der Vorsitzende: Senior-Pastor Hermann Jaekel, Atzenhausen, Kr. Göttingen, Telefon 0 55 45/3 91 (Selbstwählerdienst).
- Geschäftsstelle:** Hannover, Odeonstraße 13 II, Telefon 1 57 37.
- „HEIMATSTIMME“**, Das Heimatblatt der Litauen-Deutschen in aller Welt, Salzgitter-Lebenstedt, Martin-Luther-Straße 2 (ab 1. April 1960: Saldergraben 12, am Stadtpark), Telefon 4 20 75.
- Heimatortskartei der Litauen-Deutschen**, Burg (Dithm.), Buchholzer Straße 40.
- Heimatauskunftsstelle Baltikum**, Abt. Litauen, Wiesbaden, Schillerplatz 2.
- „Deutsch-Litauische Vereinigung“** im Rahmen der „Baltischen Gesellschaft“, München-Pasing, Gräfstraße 72.
- Hilfswerk der Evangelischen Kirche in Deutschland**, Zentralbüro: Stuttgart, Staffenberger Straße 66.
- Evangelisches Hilfswerk für Internierte und Kriegsgefangene**, Bischof D. Heckel, München 2, Nymphenburger Straße 52.
- Beratungsstelle des Evangelischen Hilfswerk für Auswanderer**, Stuttgart, Gerokstraße 17.
- Deutsches Rotes Kreuz:** Nachforschungszentrale für Wehrmachtsvermißte, München 13, Infanteriestraße 7. Suchdienst für Zivilverschleppte, Zivilgefangene, Zivilinternierte: Hamburg-Osdorf, Blomkamp 51.
- Bund der Vertriebenen — Vereinigte Landsmannschaften und Landesverbände**, Bonn, Kölnstraße 3.
- Gesamtverband der Sowjetzonenflüchtlinge**, Bonn, Kirchstraße 3.

DER DEUTSCHE AUS LITAUEN

trägt zum Zeichen seiner lands-
mannschaftlichen Verbundenheit
sein



heimatliches Wappen, das silberne
Rautenkreuz im grünen Rautenfeld
auf schwarz-weißem Schild.

Zu haben bei allen Gruppen und in den
Geschäftsstellen der Landsmannschaft.

Der Deutsche

AUS

LITAUEN

IST

MITGLIED

SEINER

Landsmannschaft